Im Reiche des Islam

Bilder und Skizzen von Doris Reeck

VERLAG

Commiſſionsverlag
von Hans Ludwig Thilo
Berlin · Leipzig

Im Reiche des Islam.

Im
Reiche des Islam.

Bilder und Skizzen
von
Doris Reeck.

Commissionsverlag
von
Hans Ludwig Thilo
Berlin — Leipzig.

Inhalt.

Palmyra.

„Wer türmte Deine Quadern auf festen Fundamenten,
Bist Du ein Werk von Menschen, ein Werk von Götterhänden?"

Laven.

Palmyra! Wen ergreift nicht beim Nennen dieser Nekropole par excellence ein Schauer? Wer sie gesehen, versteht den tiefen Sinn der so oft gelesenen und gehörten, aber so selten greifbar gefühlten Worte des Predigers Salomo „Vanitas vanitatum" — „Alles ist eitel." Hier ruft sie die eigene Brust aus: „In dieser Welt ist alles vergänglich, nichts, gar nichts entgeht diesem Loose." Davon zeugen die zerstückelten und nur zum Teil noch aufrecht stehenden Skulpturen, die zerbrochenen verfallenen und zerschlagenen Kolonaden, die leeren Totentürme, die stolzen Gebäude und die gigantische Tempelruine. Was haben die Palmyrener nicht alles gethan, um

ihre Toten zu ehren und vor Entweihung zu schützen, aber was hat es genützt? Die kolossalen Totentürme stehen öde und wüst da, ihrer Statuen, ihres traurigen Inhalts beraubt; die Gräber sind leer, herrenlose Denkmäler und Grabsteine liegen wirr umher, kaum ein einziger ziert und deckt den ursprünglichen Eigentümer. Die jetzige Generation bedient sich ihrer, um ihre Toten zu ehren, nicht einmal die Epitaphen verändern sie. Das stumme Palmyra spricht laut, wie vielleicht kein anderer Ort in der Welt: „Memento mori“, Du und Dein Schaffen — vanitas vanitatum. —

Als mir mein Mann sagte, daß er, um die Oberherrschaft des Sultans in dem fast unabhängigen Palmyra und Umgegend wieder zu befestigen, den Befehl erhalten habe, für einige Monate daselbst Aufenthalt zu nehmen, konnte ich mich vor Freude nicht fassen und die Zeit unserer Abreise kaum erwarten. Ich stellte mir die frühere Hauptstadt Salomos, die ihm der orientalischen Sage nach von „Dschinnis" (Geister) erbaut worden war, wo er den Besuch seiner Freundin, der Königin Balkis, empfing, später die unglückliche Königin Zenobia ihren Regierungssitz hatte, und bei deren Ruinen Volney in seinem Buche „les ruines de Palmyre“ in die poetischen Begrüßungsworte ausbricht: „Je vous

salue, ruines solitaires“, als in einem Palmenwald inmitten imposanter Ruinen gelegen vor.

Meine Ungeduld hatte noch eine harte Probe zu bestehen; ein Etappe von zwei Monaten wurde in Karatein gemacht, und dann erst brachen wir nach Palmyra auf. Die Reisestrapazen fühlte ich nicht. Es war mir zu Mute wie einem Kreuzfahrer, der nach Jerusalem zieht und endlich sein Ziel erreicht, als ich den ersten Turm Palmyras erblickte. Begierig sah ich zu ihm hinauf und meinte, er müsse dasselbe Ansehen gewähren, wie andere verfallene Baulichkeiten, aber welche Enttäuschung! Die von Rahmen entblößten Fenster grinsten mich wie schwarze Höhlen an. Gleich zuerst sieht man links auf einem abgesonderten Berge eine große Burg liegen, wohin man früher über eine Fallbrücke gelangte, die aber längst den Tribut des Vergänglichen zollen mußte. Nun üben kühne Kletterer ihre Kunst, um an den senkrechten Felsen über Steingeröll hinaufzuklimmen.

Gleich wie, zufolge der Sage von der heiligen Landgräfin Elisabeth von Thüringen, sich die von ihr den Armen gespendeten Brote, als ihr gestrenger geiziger Gemahl ihr Körbchen untersuchte, in Rosen verwandelten, so besteht auch in Palmyra die Sage, daß die Kaiserstochter, trotz des Verbotes ihres Vaters, den in der Burg eingesperrten Gefangenen

„lebben", saure Milch brachte. Als die Prinzessin dereinst von ihrem Vater ertappt wurde, gab sie vor, Salz zu tragen, worin sich die „lebben" auch umgewandelt haben soll. Vorsichtshalber ließ aber der Vater dennoch die Fallbrücke abbrechen, die auch seit der Zeit nicht wieder erneuert worden ist.

Unmittelbar hinter der Burg, die so zu sagen die Eingangspforte von Palmyra bildet, streckt sich ein großes Ruinenfeld aus. Durch einander geworfene, stehende, liegende Säulen, langgedehnte Kolonaden, Häuserfragmente und verschüttete Gebäude bilden Hügel, wie riesige Maulwurfshaufen, und harren eines Schliemanns. Hie und da ragen gigantische Totentürme unter unordentlich herumliegenden Quadern, Grabsteinen und Tempeln hervor — ein wüstes trostloses Chaos! Im Hintergrunde schließt das Bild mit einem kasernenartig großen Gebäude ab. Mein Kamelführer zeigte auf letzteres mit den lakonischen Worten: „schuf Tidmor" (sieh, Palmyra).

„Das ist doch nur eine Festung", meinte ich. „Nein", erwiderte er, „in diesem Gebäude steckt das Dorf." Und so war es. Der alte Salomons- oder Sonnentempel enthält jetzt das ganze Palmyra, dessen Umfassungsmauern die Mauern des Tempels bilden.

Im ganzen war ich von dem Anblick dieser

Trümmerstätte, welche für einige Zeit mein Heim sein sollte, recht niedergeschlagen, nur der Gedanke tröstete mich, daß ich hier zum Sammeln von Statuen, Antiquitäten und Thonsiegeln für meinen Vater Muße finden würde. Drum schüttelte ich, als ich hoch zu Kamel in's imposante Sonnentempelthor einzog, meine Modergedanken weit von mir. Wir bewegten uns nun auf einem schauerlichen Pflaster, in einem Wirrwarr von gen Himmel strebenden Säulen und Resten von Mauern, deren einzelne Steine ca. 1½ □m maßen. Vormals sollen die Mauersteine — wie man in Palmyra erzählt — von einer Mutterfreuden entgegensehenden Frau mit Leichtigkeit gehandhabt und zu einer Mauer aufgebaut worden sein. Nach Professor Hirschfelds Ansicht habe man sie dagegen mit Hülfe großer Gerüste und angelehnter Balken auf Rollen fortbewegt und übereinander geschichtet, in der Art, wie S. M. König Frederik VII. in seinem Werke „Über den Bau der Riesenbetten der Vorzeit“ S. 16 beschreibt: „Durch hölzerne Keile, Schwungkeulen und Hebebäume mußte man den Stein ungefähr einen Fuß heben, erst das eine und dann das andere Ende, um Balken unterschieben zu können, welche gleichsam als Schienen oder Bahn dienten. Wenn der Stein mit seiner flachen Seite auf diesem Balken ruhte, mußte er auf dieselbe Weise wieder

gehoben werden, um Rollen zwischen dem Stein und den Balken anzubringen, wodurch die Bewegung in hohem Grade erleichtert werden mußte".

Zwischen diesen alten ehrwürdigen Mauern liegen unregelmäßig ausgeführte, von fahlen gelben Lehmmauern umgebene Wohnungen, mit winzigen Fensterhöhlen und kaum manneshohen Thüren, welche im Verhältnis zu den stolz in die Lüfte ragenden Kolonnen sich wie Schwalbennester ausnehmen. Mein Reitkamel hielt vor einer solchen Wohnung; halb Lehmhütte, halb Tempel — meine Residenz. — Dies war die äußerste Ecke des Tempels, sodaß zwei Seiten meiner aus einem Erdgeschoß bestehenden Wohnung stattliche Sonnentempelmauern waren, die einige Gucklöcher — frühere Schießscharten — aufwiesen; eine größere, in's freie Feld führende Öffnung mit einer roh gezimmerten Holzluke benutzte ich mit Vorliebe als Ausgangsthür, obgleich man nur in gekrümmter Haltung, wie ein zusammengeklapptes Federmesser, passieren konnte, aber da entging ich dem entsetzlichen Pflaster. Die beiden andern Mauern waren neuerer Konstruktion, von Lehm und Streu, enthielten keine Fenster, sondern nur eine Thür, welche nach dem Haremshofe führt, wo noch drei Säulen standen.

Aus meinem fensterlosen, vereinten Salon und

Schlafzimmer gelangt man auf den im Naturzustande verbliebenen Hof, der zum Eßzimmer, den Wohnräumen der Sklavinnen und der Küche Zugang gewährt. Begrenzt ist dieser Zimmerkomplex und Hof von einer schlechten Lehmmauer, deren Eingangsthor nur mit einem ca. 30 cm langen Stock mit 4—5 Zähnen  verschlossen wurde.

Auf den Säulenspitzen befanden sich Vogelnester, worin eine merkwürdige Art von Vögeln hauste; fallen sie zur Erde, so können sie sich wegen ihrer zu langen Flügel nicht mehr erheben. Während meiner Anwesenheit in Palmyra fand ich mehrfach Gelegenheit, dies zu beobachten, ich setzte die zur Erde gefallenen und gänzlich unbeholfenen Vögel auf einen Säulen-Vorsprung, worauf sie von ihren Flügeln sofort Gebrauch machen und sich in die Lüfte schwingen konnten. Das Gefieder ihrer Körper ist von schwarzer Farbe, die Flügel dunkel- und hellblau schattiert.

Um Jemanden um mich zu haben, welcher alle Örtlichkeiten Palmyras kannte, schloß ich baldigst Freundschaft mit Agla, meiner nächsten Nachbarin und Verwandten des Scheichs von Palmyra, Djarallah (Nachbar Gottes.) Sie wurde meine stete Begleiterin. Die ersten Tage meines dortigen Aufenthaltes galten täglichen Ausflügen nach den

Trümmerfeldern, wo ich Inschriften suchte und fand. Da mir die palmyrenische Schrift fremd war, so kopierte ich sie langsam und fand dadurch einen angenehmen Zeitvertreib. Agla führte mich auch zu der tönenden auf der Erde liegenden Säule, einem Monolith. Schlägt man mit einem Gegenstande an das eine Ende der Säule, so hört man den Ton beim Auflegen des Ohrs an dem andern Ende ganz deutlich.

Dann besichtigten wir die Totentürme zur Aufsuchung von Schädeln. Unsere Bemühungen sollten sich bald als lohnend erweisen, denn in einer Nische entdeckten wir einen solchen mit langen Haaren, anscheinend von einer Frau herrührend, und eine vorzüglich gut erhaltene, einbalsamierte Hand von rötlicher Farbe und mit ganz langen Nägeln. Des seit vielen Jahrhunderten ruhenden Schädels Haare stoben bei deren Berührung in alle vier Winde, den mich Begleitenden und mir ins Gesicht. Ich schauderte und es kam mir vor, als wenn mich der augenlose Schädel angrinste und vorwurfsvoll fragen wollte: „warum hast du mich aus meiner Ruhe gestört und von meinen schönen Haaren getrennt?“ Der uns begleitende Unteroffizier wollte ihn in ein Tuch binden und mitnehmen, dessen ich mich jedoch weigerte. „O dann .... “ erwidernd, schleuderte er ihn weit

weg, daß die Schale an den Steinen zerschellte. Böse über den Unteroffizier, der meinen Ausspruch so mißdeutet hatte, entfernten wir uns eiligst. Bis zum Tage meiner Abreise sah ich weder das Trümmerfeld noch die Totentürme, wo mich notgedrungen mein Weg hindurch führte. Gemmen, Tesseren (Thonsiegel) und Münzen findet man auf einem Sandfelde, rechts vom jetzigen Palmyra. Einmal begab ich mich in Begleitung mehrerer Personen dorthin, um diese Gegenstände zu suchen, aber vergebens; vor, neben und hinter mir fand ein Jeder etwas, nur ich nicht, worauf ich meine Bemühungen einstellte und den Rat Aglas befolgte, dies auf eine andere Weise zu fördern. Sie beauftragte die Dorfkinder, jeden Morgen nach dem „Raml" (das erwähnte Sandfeld — arabisch Sand —) zu gehen, um für mich Thonsiegel rc. zu sammeln, wofür sie eine Belohnung erhalten würden. Nun hatte ich regelmäßig zur Mittagsstunde, wann die Kinder, müde und vom Hunger getrieben, mit ihrer Ausbeute heimkehrten, eine ganze Bande von ihnen vor der Thür. Sie feilschten und priesen mir ihre Waren an, wobei sie durch Schreien den Wert derselben zu erhöhen suchten. Als Tauschobjekt liebte man leere Flaschen, von denen die langen Rheinweinflaschen den Vorzug genossen, welche bei keiner Aussteuer

fehlen dürfen. Dieselben werden mit farbigen Glasperlen umwunden und dienen zur Aufnahme von Haaröl. Die höchsten Werte erzielten Gemmen, (hadscher mektub = beschriebene Steine), dann Thonsiegel (sanam) und ferner die Münzen, (flus atik = altes Geld), bei vorhandenen Inschriften etwas mehr. Hierdurch konnte ich mich bei meiner Abreise der reichhaltigsten Sammlung von Thonsiegeln erfreuen. Das war aber kein Ersatz für den Aufenthalt in Palmyra; man hatte mit den unglaublichsten Entbehrungen und Leiden zu kämpfen.

Eins der am schwersten zu ertragenden Drangsale ist die Wassernot. Die Bewohner haben kein anderes Wasser, als das einer heißen Quelle, welches vor der Abkühlung intensiv nach Schwefel riecht. Trinkbar wird es erst, auch für die daran gewöhnten Eingeborenen, nach zwölfstündiger Abkühlung in einem dem Winde ausgesetzten Lederschlauche. Merkwürdig dokumentiert sich auch hier die Macht der Gewohnheit; so widrig einem zuerst der faule Geschmack erscheint, so kommt dem einmal daran Gewöhnten (auch mir erging es so) anderes Wasser, z. B. das aus der „Quelle der Steinböcke" (ain el-woul) halbwegs zwischen Karatein und Palmyra, welches Reisende zuweilen mitbringen, schal vor. Von der palmyrenischen Schwefelquelle ain el ni

djim (Sternenquelle) berichtet die Sage, daß vormals eine große Schlange darin gewohnt habe, welche die Mündung verstopfte, so daß kein Wasser herauskommen konnte. Salomo, Davids Sohn, forderte sie auf, diesen Sitz zu verlassen, damit den Menschen das Wasser nicht entzogen bliebe. Die Schlange erwiderte dem weisen Könige: „Wohl, ich werde hinauskriechen, aber verstatte mir, mich mit dem ganzen Leibe zeigen zu dürfen, und versprich, mich nicht zu töten; ich habe nämlich in der Mitte meines Leibes einen Sonnenfleck und muß sterben, wenn mich irgend etwas darauf trifft." Als Salomo ihr das verlangte Versprechen gegeben hatte, fing sie an sich herauszuwinden. Sie kroch und kroch und wollte kein Ende nehmen. Schon erfüllte sie mit ihren Schuppenringen das ganze Thal, und noch war nicht einmal der Sonnenfleck erschienen. Darüber erschrak Salomo und fing an vor Furcht so heftig zu zittern, daß ihm ein Ring vom Finger herunterglitt, gerade in dem Augenblick, als der verhängnisvolle Sonnenfleck in der Quellenmündung zum Vorschein kam. Auf diesen Fleck fiel der Ring, die Schlange brach mitten durch und starb. Die hintere Hälfte des Ungeheuers blieb in der Quelle und verweste darin, sodaß man das herausfließende Wasser nicht trinken konnte. Salomo desinfizierte die Quelle

mit Schwefel, wonach zwar der faulige Geruch verschwand, der schwefelige Geschmack des Wassers aber bis zum heutigen Tage geblieben ist. Aus der Asche des von Salomo verbrannten und in alle vier Winde verstreuten vorderen Endes der Schlange ist nun eine andere Plage der dortigen Bewohner entstanden, und zwar diejenige der auch bei uns wohlbekannten, mit kräftigen Sprunggelenken versehenen braunen Insekten, welche wegen ihrer Blutgier allgemein gefürchtet und über alle Weltteile verbreitet sind.

Eine Hauptunannehmlichkeit bildet das gänzliche Fehlen von Lebensmitteln. Wenn man nicht beabsichtigt, die ungesäuerten Brotfladen der Einwohner zu essen, muß man sich das Brot aus Damaskus kommen lassen.

Gärten findet man dort nicht, und in dem Sandboden ist außer Olivenbäumen und Disteln keine Vegetation möglich. Selbst bei vorhandenem guten Erdboden würde den Anpflanzungen der Mangel an brauchbarem Wasser im Wachstum hinderlich sein.

Die Natur scheint die Absicht gehabt zu haben, die Palmyrener durch die Güte der Oliven für den Mangel anderer Gewächse zu entschädigen. In meinem Leben sind mir so große Früchte dieser Art nicht vorgekommen, welche ich, als man sie mir zum Kaufe anbot, für schöne blaue Pflaumen hielt.

Als Erzeugnis und einziger Gegenstand, der den Bewohnern den Unterhalt gewährt, ist die Gewinnung eines vorzüglichen Salzes, welches als Handelsartikel seinen Weg bis weit über die Grenzen der Provinz gefunden, zu nennen. Aus Gruben wird das kristallklare Produkt in einfachster Weise und ohne besondere Mühe zu Tage gefördert. Der größte Teil hiervon geht nach Damaskus auf den Markt, wofür der Bedarf an Mundvorrat und Kleidern, welcher in dortiger Gegend recht bescheiden ist, eingetauscht wird.

„Wovon lebt ihr denn eigentlich?" fragte ich Agla, „ihr besitzt aus Mangel an Weiden keine Schafherden, ihr kennt weder Gemüse, noch Obstbäume; es fehlen euch Fische, die im Schwefelwasser nicht würden fortkommen können. Ihr könnt doch nicht immer Oliven und Salz essen?"

„Unsere Männer bringen gegen Salz von außerhalb Datteln, Gerste und Weizen, mehr braucht der Mensch nicht zum Lebensunterhalt. Kaffee trinken nur die Reichen. Zuweilen essen wir Fleisch, wenn ein Kamel nicht mehr arbeiten kann oder krank ist, und geschlachtet wird."

Außerdem ist es Sitte, daß zwei Tage vor dem Kurban-Bairam ein allgemeiner Auszug der Einwohner stattfindet; wer nur ein Reittier, sei's

Pferd, sei's Esel sein eigen nennt, schwingt sich darauf und reitet weg. Die Ärmeren treten natürlich die Wanderung zu Fuß an. Aber wohin? — in das Gebiet der Äneseſtämme, welche jährlich zum Bairam opfern. Sie betrachten das Opfer als einen Akt der Pietät, den sie gegen Verstorbene ausüben.

Die Türken opfern, wie bekannt, um auf den Tieren über die Siratbrücke zu reiten.

Am Bairammorgen staffiert jeder Änese sein Schlachtopfer aus, nur Kamele, keine Schafe. Die Scheichs allein können mitunter hierfür einen Ziegenbock bestimmen. In der Regel dienen hierzu altersschwache, kränkliche und krätzige Kamele, welche man vier Wochen lang vor ihrem Tode mästet.

Ist der Verstorbene, dem das Opfer gebracht werden soll, ein Mann gewesen, so legt man auf das Kamel eine Hebe (Mantelsack, Knappsack), einen Schlauch voll Wasser und einen Knittel, in die Hebe drei Paar Sandalen und drei Brote; bei einer verblichenen Frau kommen in die Hebe anstatt der Sandalen ein Paar gelber Kniestiefel und anstatt des Knittels ein Kochelapparat (zur Verschönerung der Augen.) Dann wird das Tier an einem Stricke ins Freie geführt, der Name des Verstorbenen laut ausgerufen und benachrichtigt, daß heute das Kamel für ihn geopfert werden solle. Darauf nimmt man die

Leine ab und läßt das Tier laufen. Dies ist der Moment, wo die Landbewohner sich wie ein Heuschreckenschwarm aufs Opfertier stürzen und es schlachten. Wer dann zuerst kommt, sucht daraus den größten Vorteil zu ziehen. Noch vor eingetretenem Tode hauen die Leute dem Tiere bereits die Beine ab und saugen das rohe Mark aus den Knochen. Einige richten ihr Augenmerk auf die Hebe und deren Inhalt. Jeder zieht, nach Abschlachtung der Opfertiere, mehr oder weniger mit Beute beladen, heim, wobei diejenigen triumphieren, welchen es gelungen ist, am meisten zu plündern, gerade so, als seien sie von einer großen Heldenthat zurückgekehrt. Übersteigt der eingeheimste Raub das Maaß dessen, was Jemand in kurzer Zeit für seinen Haushalt bedarf, und das Verderben desselben ist zu befürchten, so ladet er seine Freunde zum gemeinsamen Schmause ein. Der Änese rührt von dem Fleische der geopferten Tiere nichts an.

Agla erwähnte ferner, daß die Männer manchmal auf die Jagd nach Steinböcken (von den Arabern „wal" Mehrheit „wuul" genannt) gingen, deren es viele gebe. Aus eigener Anschauung konnte ich mich von dem Vorhandensein einiger Prachtexemplare dieser Tierart bei Palmyra überzeugen. Es sind große starke antilopenartige Tiere mit hohen, langen,

vertikalen, etwas nach hinten gebogenen Hörnern, und halten sich in Rudeln in der Nähe von Palmyra bei der Quelle „aïn el wuul“, die auch von ihnen ihren Namen bezieht, auf. Wegen des kargen Trinkwassers in der Umgegend müssen sie dorthin, wo sie das Schicksal ereilt. Ihren herrlichen kulinarischen Genuß lernt man in Palmyra wegen des dortigen Mangels an Fleischnahrung doppelt schätzen. Einst brachte mir unser Nachbar Djarallah seine Beute und bei der Gelegenheit bemerkte ich, daß er seine Hand in der Binde trug. Auf meine Frage, ob er sich verwundet hätte, bejahte er es. Beim Schießen wäre aus Versehen die Kugel in den Daumen gedrungen. Ich riet ihm, sofort zum Militärarzt zu gehen, (in Palmyra giebt's keinen einzigen Arzt, da blüht das Naturheilverfahren) ich würde ihm eine Empfehlung geben. Der Verwundete lehnte lachend mein Anerbieten ab. Er teilte gleich den meisten Wüstensöhnen das stärkste Vorurteil gegen die Jünger Äskulaps, und antwortete mir: „Ich habe bereits das beste Heilmittel, welches es gegen Wunden giebt, angewandt: den Inhalt meiner brennenden Tabakspfeife hineingeschüttet und mit dem gesunden Daumen fest hineingepreßt, das brennt mächtig, beizt aber die Wunde aus und sie heilt dann schnell“. Nebenbei gesagt wurde ich im Norden wie im Süden Arabiens

stets um „scheker inglesi“ (englischen Zucker) angebettelt. Dies scheint das einzige von den Wüstenkindern gekannte stark begehrte Universalheilmittel zu sein. Namentlich wenden sie es gegen Augenkrankheiten an. Auf mein Befragen, wie der scheker inglesi aussähe, sagte man mir: „ungefähr wie der gewöhnliche Zucker, nur härter und blitzt wie Krystall.“ Ich zeigte Kandiszucker. Nein, war die stereotype Antwort, dies ist kein scheker inglesi.

An dort gezogenen Haustieren findet man nur Hühner vertreten, deren Fleisch nicht gegessen wird, nur die Eier.

Ja Gott sei's geklagt. Hühner! Ein paar Mal kauften wir welche, konnten sie aber wegen des widerlichen Geruches nicht genießen.

Nun kommt das Unglaubliche; das kaum Wiederzugebende.

Auf die an Agla gerichtete Frage, warum die Hühner so einen fatalen Geschmack haben, daß wir sie nicht essen könnten, und womit man sie füttere, erwiderte sie lachend: „Füttern? Wer wird denn daran denken Hühner zu füttern, die ernähren sich von Fäkalien!“

„O schrecklich! Danke für Deine Mitteilung.“ Fortan erhielt unsere Köchin strengen Befehl, nie mehr palmyrenische Hühner oder deren Eier in unserer Küche zu verwenden.

Eines Tages stellte der Versucher ihr aber doch ein Bein. Sie ließ sich verleiten, ein von uns aus Damaskus bezogenes Huhn gegen einen fetten palmyrenischen Hahn auszutauschen und zu schlachten. Die Schüssel mit dem gebratenen Hahn war noch nicht auf den Tisch gestellt, als sich schon der widerliche Geruch verbreitete und sofort die Schelmerei unserer schwarzen Köchin verriet. Da sie de- und wehmütig eingestand, dies auf Einflüsterungen des Teufels gethan zu haben, und feierlich versprach, daß sie sich nie wieder darauf einlassen würde, kam sie mit einem geringen Ohrenzupfen seitens meines Mannes davon.

Kein Kaufladen, kein Gewerbtreibender fand sich bei meiner Anwesenheit in Palmyra vor, von denen man die notdürftigsten häuslichen Bedürfnisse beziehen konnte. Als das Ödeste und Anspruchloseste erwies sich nicht allein die Palmyra umgebende Wüste, sondern auch das von etwa 500 Seelen bewohnte Dorf.

Eines Tages kam ein Türke zu uns und brachte ein allerliebstes, etwa 4 Wochen altes, braunrotes Tierchen mit schwarzen Ohren und dito Schwanz, welches ich für ein Kätzchen hielt und mit Milch von der einzigen am Orte vorhandenen Ziege aufzog. Das Tierchen, in Wirklichkeit ein dort vorkommender

Luchs, entwickelte sich zusehends und schloß mit unserem Hunde eine unzertrennliche Freundschaft, so daß ich mit den beiden in der Einsamkeit durch ihr Gebahren und die Anhänglichkeit an meine Person manche angenehme Stunde verbrachte. Beide waren aber Totfeinde von Katzen und verfolgten sie, wo sich dazu nur Gelegenheit bot. Zweimal ging der Luchs auf solcher Jagd verloren, der mir indeß infolge einer Bekanntmachung wieder zugeführt wurde. Mein Karakulak, wie ich ihn wegen seiner Bommeln an den Ohren nannte, sollte später nicht wieder auf meinem Schoße Schmeicheleien empfangen; er hatte sich bei seinen Verfolgungen neuerdings verloren und blieb fort.

So wie mir Palmyra eine Enttäuschung bereitete, so auch einer Reisenden, Lady Burton, der Frau des englischen Konsuls in Damaskus, nur anderer Art. Sie kam mit einem ganzen Arsenal von Waffen in ihrem Gürtel, Revolver, Dolch 2c. und bedauerte unendlich, daß man auf sie und ihre Begleitung keinen Angriff gemacht habe, damit sie ihre Bravour und den Thatendurst hätte beweisen können.

Bei dem mir später abgestatteten Besuche hätte sie in der That Gelegenheit gehabt, von ihrem Heldenmute Beweise abzulegen, aber leider mußte ich das Gegenteil bemerken, daß sie trotz aller mitge-

führten Waffen vor Schreck leichenblaß vom Sopha aufsprang, als sie meine gezähmte Hyäne vom Nebengemach eintreten sah, die sich mir näherte. —

Aber die größte Enttäuschung empfand sie, als sie bei unserer Behausung vorbeiging und auf meinem Klavier die Mondscheinsonate spielen hörte. „Das ist ja zu arg", meinte sie, „hier in Palmyra, mitten in der Sandwüste in den großartigen Ruinen ein .... Klavier!"

Dies verdachte ich ihr nicht. Ein ähnliches Gefühl beschlich mich, als mir in Karatein eine belesene Araberin, welche sah, daß ich mich gern mit Lektüre beschäftigte, ein interessantes Buch bringen wollte. Als ich es aufschlug, entdeckte ich eine arabische Übersetzung von Robinson Crusoe. Wie wunderbar, hier am Ende der Wüste einen Jugendfreund zu finden. Es fehlt nur noch die „Modenwelt."

Noch ein Herzeleid mußten wir der Geduld als Tribut opfern.

Es war das Jahr 1870.

Ohne jegliche Post- oder Telegraphen-Verbindung mit der Außenwelt, mußten wir auf Nachrichten vom Kriegsschauplatze warten, bis die Kamelkarawanen aus Damaskus Schritt vor Schritt angezottelt kamen, während die Ungeduld uns unendliche Pein verursachte. Jedes in einer deutschen Brust klopfende

Herz wird fühlen können, was es heißt, acht Tage nach der ersten Nachricht über Saarbrücken, wo der Kaiserliche Prinz von Frankreich die Feuertaufe erhielt, auf den Fortgang der Kriegsereignisse warten zu müssen. Das war ein Hangen und Bangen!! Als uns die Kamele die Kunde von Wörth brachten, jauchzten und jubelten wir vor Freude, und konnten nun unsere Ungeduld auf fernere acht Tage getrost einschränken und die Karawane erwarten.

An heiteren Episoden für uns, welche aber für die Bewohner eine ernstere Bedeutung zu haben schienen, fehlte es mitunter nicht.

Während einer Nacht kam Agla in großer Aufregung mit fliegenden Kleidern und Sturmschritten angesaust und bat, im Namen der Notabeln des Dorfes, meinen Mann zu veranlassen, den Befehl zu erteilen, durch einige im Lager abzugebende Kanonenschüsse den Walfisch, welcher den Mond verschlungen, zu erschrecken, damit er ihn wieder von sich gebe. Im Dorfe herrsche bereits große Unruhe und man habe durch vielen Lärm und Abgabe von Flintenschüssen dem Eintreten des Unglücks vorgebeugt.

Es fiel mir in der That schwer, der armen geängstigten Frau und den Notabeln des Dorfes meine Mitwirkung zur Verhütung des vermeintlichen

Unglücks versagen zu müssen, und wir zogen es vor, von ihnen der Ungefälligkeit geziehen zu werden.

Überhaupt waren und sind wohl heute noch die Palmyrener schrecklich einfältig.

Als ich meine Ausflüge nach den Ruinenfeldern eingestellt und der mich begleitende Unteroffizier von seiner Aufgabe entbunden war, ersann er sich zum Zeitvertreib ein Kunststückchen, — eine Art Sinekure — das ihm auch eine Zeitlang glückte, aber einen unliebsamen Abschluß fand.

Er ließ sich nämlich vor dem Sonnentempelthore nieder und forderte von jedem Eintretenden, der eine Abba (Mantel) trug, eine Abgabe. In Wirklichkeit war dies aber eine verkappte Bettelei.

Die Erhebung des auf diese Weise widerrechtlich dem Dorfe aufgenötigten Mantelzolles dauerte so lange, bis endlich ein Palmyrener, dem die Sache verdächtig vorkam, und der sich nicht denken konnte, daß mein Mann, der Unrecht mit eiserner Strenge bestrafte, eine solche Abgabe angeordnet habe, sie ihm meldete. Dem sich selbst eingesetzten Zolleinnehmer wurde sein Handwerk schleunigst gelegt und er konnte nun im Lager, wo er verhaftet wurde, genügend Vergleiche anstellen über „Jetzt" und „Einst".

Endlich, nach sechsmonatlichem Aufenthalte in

diesem trostlosen Orte, schlug die Stunde der Erlösung. Mit vor Freude hüpfendem Herzen begab ich mich zur offiziellen Hauptausgangsthür, wo wieder mein Reitkamel harrte. Galant bot mir der Adjutant meines Mannes, dessen Schutzbefohlene wir waren — da mein Mann sich nicht auf der Reise um uns bekümmern konnte, das wäre ein Verstoß gegen den türkischen Anstandskodex gewesen — seine Handfläche, damit ich darauf trete, um auf meinen hohen Sitz zu gelangen. Ich weigerte mich und bat um die gewöhnlich gebräuchliche Leiter, um auf den Kamelrücken zu kommen. Aber er ließ es nicht zu. „Bitte, bedienen Sie sich nur getrost meiner Hand, Ihr Tritt ist wie der Tritt eines Kamels", sagte er galant — oder ungalant.

Befremdet sah ich ihn an.

„Sie sehen mich erstaunt an. Sie müssen wissen, daß der Tritt eines Kamels federleicht ist.

Lange Zeit zum parlamentieren hatte ich nicht und zufrieden mit der Erklärung nahm ich sein freundliches Anerbieten an und rief mit Freuden den Abschiednehmenden den hier üblichen Gruß „Kawaki" (Kraft Dir) und sie mir den Gegengruß „Kawaki Allah" (Gott kräftige Dich) zu. —

Ich ahmte nicht Lots Weib nach. Ich schaute mich nicht nach der Nekropole um. Sterben müssen

wir alle, aber täglich, stündlich nur Tod und Zerstörung alles Bestehenden vor sich zu haben, ist zu niederschlagend.

O weiser Salomo, wie konntest Du in dieser baum- und wasserlosen Sandwüste eine solche Stadt gründen?!!

Armes totes Palmyra!

Der Gang zum Eisenhammer, nach arabischer Legende.

„Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern".

(Während einer Ramazan-Nacht, — im Ramazan, dem Fastenmonat der Mohamedaner, konzentriert sich alles Leben auf die Nacht, wo gegessen, getrunken, konversiert und erzählt wird, — in Diarbekr wurde mir folgende Geschichte erzählt, die mit der Fabel und dem Gange der deutschen Ballade „der Gang nach dem Eisenhammer" auffallende Ähnlichkeit hat. Daß übrigens die Chatun (Frau), welche sie erzählte, von Schiller nie gehört hat, kann der Leser mir aufs Wort glauben.)

Vor vielen Jahren lebte in Diarbekr ein sehr reicher Gutsherr, dessen Kindeskinder noch dort ansässig sind, und dem außer der halben Stadt noch große Wälder und Gärten in der Umgebung gehörten. Doch war sein Glück nicht hierauf allein beschränkt, er hatte außerdem eine schöne Frau, die wegen ihrer Tugend und Frömmigkeit im ganzen Lande so hoch angesehen war, daß man ihren Namen

Hadidsche Chatun in den heiliger klingenden Chadscho Chatun umgewandelt hatte. Nun war Hussein Bej's — so hieß ihr Gemahl — Wekilhartsch (Verwalter) ein arger Bösewicht, welcher in verbotener Liebe zu seiner Herrin entbrannt war, und nichts unversucht ließ, sie von dem Wege der Pflicht abzubringen, aber vergebens. Als er nun gar bemerkte, daß der Diener Mehemed Emin, welcher seiner sanften Herrin mit Leib und Seele ergeben war, in großem Ansehen bei dieser stand, ward sein Neid lichterloh entflammt, und er beschloß, sich an Beiden zu rächen. Er redete seinem Herrn ein, daß Mehemed Emin in einem unerlaubten Verhältnis zu seiner Herrin stehe und häufig bei ihr in trautem Beisammensein verweile, wenn angeblich Besucherinnen dem Herrn den Eintritt in den Harem verwehren. Wenn nun auch der Bej von der Frömmigkeit und Treue seiner Frau fest überzeugt war, um diesen schändlichen Einflüsterungen keinen Glauben zu schenken, so blieb die Verleumdung doch nicht ganz ohne Wirkung. Daß Mehemed Emin der Chatun sehr zugethan, schien zweifellos zu sein, dachte er, und so wäre es, um alle üblen Folgen zu vermeiden, das Geratenste, ihn aus dem Wege zu schaffen.

Demzufolge beauftragte er den heimtückischen Mansur Aga, (so hieß der Verwalter) schleunigst

einen Boten nach dem Walde, in dessen Mitte er eine große Seifensiederei besaß, mit dem Befehle zu schicken, daß die Arbeiter unter dem großen Seifenkessel ein tüchtiges Feuer anzünden, den ersten, welcher heute hinkäme und die Frage stellen würde: „Ist des Herrn Befehl ausgeführt = bejin emri körüldumi?“ packen, in die kochende Masse werfen und seine Knochen, wie die andern Knochen, zur Seifenfabrikation verwenden sollten.

Hocherfreut und mit einem schadenfrohen Blick auf den „dulap‘ (der drehbare Schrank, welcher sich zwischen Harem und Selamlik befindet und die Kommunikation zwischen beiden vermittelt) führte Mansur Aga den scheußlichen Auftrag aus.

Als er dann glaubte, daß der Kessel im besten Kochen sein würde, schickte er den unschuldigen ahnungslosen Mehemed Emin nach dem Walde, um sich die Antwort auf die Frage: „bejin emri körüldumi“ zu holen.

Mehemed Emin dachte über den wundersamen Befehl nicht weiter nach und machte sich auf den Weg, unterließ es jedoch nicht, sich vorher bei seiner Chatun zu melden und sich zu erkundigen, ob sie auch Aufträge für ihn habe.

„Nein, mein Sohn“, lautete die Antwort, „doch wenn Du auf Deinem Wege bei der Mesdschid

(kleine Moschee, Kapelle) im Walde vorübergehst, so vergiß nicht einzutreten und deines Schöpfers zu gedenken, so wie auch für mich in einem kurzen Gebet an jener heiligen Stelle seine huldvolle Gnade zu erbitten".

Mehemed Emin trat, diesem Gebote folgend, als er der Kapelle im Walde ansichtig wurde, ein, um ein Gebet zum Herrn aller Herren zu verrichten.

Mittlerweile litt es den Bösewicht Mansur Aga vor Rachgier nicht mehr im Hause, und er eilte ebenfalls nach der Seifensiederei, in der Hoffnung, dort noch so rechtzeitig eintreffen zu können, um seine bösen Augen an dem lustig im großen Seifenkessel schmorenden glücklicheren Nebenbuhler zu weiden. Dieser Ungläubige würdigte natürlich dem Gotteshause keines Blicks, und schlimm genug bekam es ihm.

Als der rachedürstende Mordgeselle mit blitzenden Augen bei den Seifensiedergesellen eintrat und in unvorsichtiger Übereilung die verhängnisvolle Formel aussprach: „bejin emri körüldumi", sprangen die diensteifrigen, ein großes Backschisch (Trinkgeld) witternden Gesellen behende auf ihn zu, packten ihn trotz seines Zappelns, Stampfens und Schreiens mit kräftigen Fäusten und warfen ihn unter rohem Gelächter in den brodelnden Seifenkessel, unter dem sie vorher ein gewaltiges Feuer angezündet hatten.

Als nun einige Minuten darauf der gottesfürchtige Mehemed Emin eintraf und dieselbe Frage an die Seifensieder richtete, antworteten sie mit zufriedenem Grinsen: „Maschallah, O git di jerden jeri gelmes“ = „Mit Gottes Hülfe! Von dem Orte, wo der hingegangen, kommt er nicht zurück“.

Große Augen machte Hussein Bej, als er Mehemed Emin unversehrt heimkehren sah und aus seinem Munde die unverständliche Antwort der Seifensiedergesellen vernahm. Um das Rätsel zu lösen, begab er sich selber nach der Seifensiederei.

Als ihm hier seine Arbeiter vergnügt schmunzelnd den kochenden Mansur Aga zeigten, erkannte Hussein Bej die Fügung Gottes, der nicht gewollt, daß ein Unschuldiger eines so schrecklichen Todes sterben sollte, und stillschweigend ging er heim, indem er das arabische Sprichwort vor sich hin murmelte: „Il i hafer le achu il mislim bir, joga bi“ („Wer seinem Bruder, dem Muselman, eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“).

Das Märchen von einer Sultanstochter.

Zur Zeit der Könige der Völker lebte in Arabistan ein Sultan, (unter Arabistan versteht der Türke nicht nur das eigentliche Arabien, sondern das ganze Gebiet, in welchem die arabische Sprache die herrschende ist, also Syrien und Mesopotamien) der eine Frau hatte, deren Schönheit einen Vollmond beschämte; als diese sich dem Tode nahe fühlte, sagte sie zu ihrem Manne: „Wenn ich gestorben sein werde, dann verheirate dich nicht wieder, es sei denn, daß du ein Mädchen findest, welches schöner ist, als ich bin." Der Sultan blieb lange Witwer, bis es ihm in seiner Einsamkeit endlich doch zu langweilig wurde und er darauf verfiel, daß er dem Andenken der Verstorbenen kein allzu großes Unrecht thun würde, wenn er nur die von ihr ausgesprochene Bedingung inne hielte und eine schönere Frau nähme, als sie gewesen war. Er ließ also, um dies be-

urteilen zu können, die schönsten Mädchen und Frauen aus seinem ganzen Reiche versammeln; da mußte er sich denn wider Willen, wenn er nicht ungerecht sein wollte, gestehen, daß auch nicht eine einzige darunter an Schönheit seiner verstorbenen Gattin gleich käme. Da fiel der Blick auf seine Tochter, welche zu ebenso großer Schönheit wie die Mutter erblüht war, und von glühender Liebe ergriffen, machte er ihr den Antrag, sie zu seiner Gemahlin zu erheben. „Gott behüte uns vor solchem Greuel!“ Heftig erschrocken eilte das arme Mädchen unter dem Vorwande, daß sie sich diesen Vorschlag erst überlegen müsse, auf ihr Zimmer. Nachdem sie lange nachgedacht, fand sie endlich keinen andern Ausweg, um das schändliche Vorhaben ihres Vaters zu vereiteln, als die Flucht zu ergreifen. Sie sammelte alle Goldstücke, die sie besaß, bohrte durch jedes derselben ein Loch und band sie dann, auf einen langen, dicken Faden gereiht, um den Hals, worauf sie eiligen Schrittes aus dem Vaterhause enteilte, welches ihr jetzt mehr zuwider war, als die ödeste Wüstenei. Nachdem sie die Flucht längere Zeit fortgesetzt hatte, kam sie in einen Wald, wo sie einen Äneze-Araber sah, der Bäume fällte. Sie ging auf ihn zu und sagte:

„Tamelini kiswed hâtab
Antiki wahet dahab“,

d. h. „Wenn Du mir ein hölzernes Gewand machst, so gebe ich Dir ein Goldstück.“ Erfreut über diesen Antrag, wobei er so leicht ein Goldstück verdienen konnte, machte der Äneze ihr schnell ein sehr enganschließendes Gewand aus Holzrinde, welches ihr genau paßte und sie vom Kopf bis zu den Zehen einhüllte. Nun ging sie, vor Verfolgung gesichert, zufrieden weiter, zog es aber dennoch vor, die Dörfer und bewohnten Gegenden zu vermeiden, um nicht etwa erkannt und zu ihrem Vater zurückgeführt zu werden. Sie beschloß also, ihr Leben fortan im Walde zu verbringen, suchte sich einen verborgenen Platz aus, der ihr gefiel, und ließ sich daselbst nieder. Hier verlebte sie ruhige Tage, nährte sich von Wurzeln, Beeren und Pilzen und trank Wasser aus einem nahen Flusse. Nur selten zog sie ihr Holzgewand bei Tage aus. Als sie es einst abgelegt hatte, um im Flusse zu baden, wurde sie von dem Sohne eines Sultans bemerkt, welcher bei der Verfolgung einer Gazelle diese einsame Gegend durchstreifte. Starr vor Erstaunen bei dem Anblick des wunderschönen Mädchens, welches keine Ahnung von der Nähe des eifrigen Beobachters hatte und ruhig weiter badete, vermochte er keinen Schritt zu thun. Er verhielt sich ruhig, bis sie ihr Gewand wieder angelegt hatte und sich zur Rückkehr anschicken wollte. Nun ging

er auf sie zu und fragte, wer sie wäre und wohin sie sich zu begeben beabsichtige. Sie antwortete, indem sie ihre Stimme in die eines alten Mannes veränderte: „Ich bin ein armer alter Mann, den die Änezen hier zurückgelassen haben, weil mir beim Essen immer das Wasser aus dem Munde läuft, die Augen triefen und ich so viel huste, daß meine Wüstenbrüder vorgeben, deshalb nicht schlafen zu können. Darum haben sie mich hierher gebracht und verlassen". Der Sultanssohn lächelte spöttisch, und da sie bemerkte, daß er ihren Aussagen keinen Glauben schenkte, so wiederholte sie ihm alle, unter vielem Husten und winselnder Stimme vorgebrachten Beteuerungen. Endlich sagte der Prinz: „Gut, es sei, wie Du sagst; ich habe Mitleid mit Deinem armseligen Zustande und will Dich daher zu meinem Vater, dem Sultan mitnehmen, wo ich dafür sorgen will, daß Du deine alten Tage ruhig und vergnügt verleben kannst". Aber die Sultanstochter weigerte sich entschieden, auf dies freundliche Anerbieten einzugehen, und um den jungen Mann davon abzubringen, dichtete sie sich immer mehr widerwärtige Fehler an; der Prinz bestand dagegen ebenso hartnäckig auf seinem Vorhaben und schüttelte zu allen ihren Flausen ungläubig den Kopf. Endlich, als sie sah, daß alles umsonst war, schützte sie zu große

Schwäche in den Beinen vor, welche sie so weit nicht tragen könnten. Aber es half nichts; ungeachtet ihres Sträubens und Klagens nahm er sie auf die Schultern und trug sie nach Hause.

Die Dienerschaft, Vater und Mutter waren nicht wenig erstaunt, als der Sultanssohn, statt jeder andern Ausbeute von der Jagd, den wunderbar schmutzigen Kerl auf seinen Schultern heranschleppte. Da nun dieser „Schmutzfink", wie man ihn sofort benannte, sich außerdem ungeberdig anstellte und fortwährend winselte, so wurden dem Prinzen über seinen unpassenden Gesellschafter sehr ernste Vorstellungen gemacht. Aber auf die Mahnungen, sich seiner zu entledigen, antwortete er: „Ich will, daß man diesem alten Manne alles gebe, was er fordert, und jedem seiner Wünsche nachkomme. Geschieht dies nicht, so gehe ich mit ihm so weit fort, daß man mich nie mehr zu sehen bekommt". Was blieb nun den Eltern anders übrig, als sich in den unvermeidlichen Eigensinn des geliebten Sohnes zu fügen. Er durfte seinen sonderbaren Schützling bei sich behalten. Von nun an hatte der kleine „Schmutzfink" ein gutes Leben. Man erfüllte alle seine Wünsche und fand es nur eigentümlich, daß man ihn nicht bewegen konnte, mit anderen aus einer Schüssel zu essen. (Wie es in jenen Ländern bis auf den heutigen Tag noch

Gebrauch ist). Dafür ließ er sich jeden Tag eine Gans schlachten, von deren Fleisch er etwas genoß, während er das übrige wegwarf. Da es nun aber in jenem Lande nur wenige Gänse gab, konnten die Diener dieses Treiben nicht ohne Leidwesen länger mit ansehen. Sie begaben sich zu dem Sultanssohne, küßten ihm die Schultern und Füße und baten ihn, er möchte doch dem gänsemordenden Treiben seines schmutzigen Schutzbefohlenen Einhalt gebieten. Er wurde sehr zornig und sagte: „Ich sehe schon, wie es ist; Ihr laßt ihn wahrscheinlich hungern, so daß er gezwungen ist, sich auf diese Weise zu sättigen. Doch um Euch einen Gefallen zu thun, werde ich dem Alten befehlen, von nun an mit mir aus einer Schüssel zu essen, dann wird er es schon von selbst unterlassen, Gänsefleisch zu begehren. Geht also hin und befehlt dem Koche, daß er mir das beste süße Essen, welches er machen kann, zubereite". Immer mehr erstaunt und nachdenklich über die Anordnungen ihres jungen Herrn die Köpfe schüttelnd, von dem sie zu fürchten anfingen, daß er den Verstand verloren haben möchte, richteten die Diener den erhaltenen Befehl aus. Der Koch bot nunmehr seine ganze Kunstfertigkeit auf und bereitete ein prachtvolles, leckeres Gericht aus in Fett gebratenen Datteln und Eiern. Nach Fertigstellung desselben

wurde es dem Sultanssohne aufgetragen, welcher alsbald den „Schmutzfinken“ zu sich bescheiden ließ, sodann schickte er die ganze Dienerschaft hinaus und befahl jenem, mit ihm zu essen. „Wie kann ich mit einem Sultanssohne essen“, erwiderte der „Schmutzfink“ winselnd und hustend, „da mir das Wasser aus dem Munde in die Schüssel hineinläuft!“ — „Augenblicklich setze Dich hin und iß mit mir“, herrschte der Prinz ihn an, der jetzt seine Geduld verloren hatte, „oder ich schlage Dich mit dem Knittel zu Brei!“ Mit einem Sultanssohne, zumal wenn er zornig ist, läßt sich nicht gut scherzen, und so setzte sich der „Schmutzfink“, vor dem Knittel zitternd, an die Schüssel und wollte anfangen zu essen. Da redete ihn der Sultanssohn noch einmal an: „Ziehe auch Deine Haut ab, oder ich schlage Dich mit dem topus (eine Art Szepter) vor den Kopf“. Dabei nahm er eine so drohende Miene an, daß der arme „Schmutzfink“ vor Schreck beinahe rücklings auf den Boden gefallen wäre. Da er nun aber erkannte, daß ein ferneres Verbergen unmöglich schien, so sagte er: „Sei barmherzig und habe Mitleid mit mir, ich will meine Haut abziehen, wenn Du mir versprechen willst, daß Du so gnädig sein wirst, mein Geheimnis zu bewahren“.

Entzückt von der Aussicht, das reizende Mädchen

nun wieder zu sehen, gelobte der Prinz alles, was es verlangte. Darauf streifte der vermeintliche schmutzige Alte das entstellende hölzerne Gewand ab und zeigte sich dem verliebten Sultanssohne in seiner ganzen Schönheit. Dann setzten sie sich zusammen hin, um das von dem Koch zubereitete köstliche Gericht zu verzehren. Während des Essens erzählte es seine traurige Lebensgeschichte, und bat ihn flehentlich, es doch nicht seinem Vater auszuliefern. „Ich werde Dich heiraten", sagte er, und da es Gefallen an ihm fand, so war es zufrieden. Alsbald ließ der Sultanssohn einen Kadi (Richter) kommen und einen Ehekontrakt aufsetzen; dann blieben sie die ganze Nacht und den folgenden Tag beisammen, ohne sich eine Minute zu trennen. Sie würden es auch an dem zweitfolgenden Tage ebenso gemacht haben, wenn nicht die Mutter, über das lange Ausbleiben des Sohnes besorgt, seinen kleinen Bruder geschickt hätte, um zu sehen, was er denn eigentlich treibe. Dieser klopfte an dessen Zimmerthür und bat um Einlaß, aber vergebens. Von Neugierde getrieben, guckte er durch die Thürspalte und sah seinen Bruder mit einem wunderschönen Mädchen auf dem Teppich sitzen. Als die Sultanin Mutter von ihm erfuhr, was er gesehen, begriff ihr weiblicher Scharfsinn sofort, daß ihr Sohn sich verheiratet hätte. Schleunigst ließ sie

alle Trommler, welche man in der Stadt erlangen konnte, zusammenrufen und unter den Fenstern des jungen Ehepaares trommeln, die Zuschauer in die Hände klatschen und die Tanzlustigen tanzen.

Noch höher stieg die Freude, als sie ihre schöne Schwiegertochter sah, worauf sie die Anordnung traf, daß 8 Tage lang ohne Unterbrechung getrommelt werden sollte. Der Neuvermählte erzählte seinen Angehörigen und den erschienenen Gästen die wunderbare Geschichte seiner Frau, genannt „Schmutzfink“.

Niemand hatte aber aufmerksamer zugehört, als sein jüngerer Bruder. Er dachte: „Wo mein Bruder eine so schöne Frau gefunden hat, werde ich für mich wohl auch eine finden“. Er schlich sich leise weg und machte sich eilends auf den Weg nach dem Walde, dorthin, wo gewöhnlich die Äneze hausten. Wie nun einigen Leuten das Glück wohl will, so auch diesem; er war noch nicht weit gegangen, als er einen kleinen buckligen Menschen, der herzzerreißend jammerte, im Holzgestrüpp hängen sah. Froh über den willkommenen Fund, nahm er ihn ohne weiteres auf seine Schultern und brachte ihn nach Hause in die von ihm bewohnten Räume. Er konnte die Zeit nicht erwarten, dem Buckligen die Haut abzuziehen, um sich zu überzeugen, ob seines Bruders Frau hübscher wäre, als die von ihm vermeintlich

entdeckte. Als er aber ohne weitere Vorbereitungen mit dem Knotenstocke in der Hand und mit drohender Gebärde dem Buckligen verständlich machte, daß er seine Haut abziehen solle, fing dieser an, erbärmlich zu jammern und zu flehen: „Habe Gnade mit mir altem armen Manne; bin ich nicht schon unglücklich genug, als daß ich mich nun auch noch lebendig schinden soll?" „Mache keine Umstände", herrschte der Prinz ihn an, „sondern beeile Dich und ziehe schleunigst Deine Haut ab". Der arme Kerl küßte ihm die Schultern und Füße, doch all sein Bitten und Jammern blieb fruchtlos. Der Prinz wurde durch die hartnäckige Weigerung des vermeintlichen Mädchens zuletzt in so grimmigen Zorn versetzt, daß er einen dicken Stock ergriff und damit auf dem Buckel seines Opfers herumprügelte, bis der Morgen graute. „Warte nur", sagte er, „Dich eigensinnigen Kerl werde ich schon dahin bringen, daß Du die Haut abziehst".

Die Sultanin, der man hinterbracht hatte, daß nunmehr auch ihr jüngerer Sohn sich einen kleinen „Schmutzfinken" zugelegt habe, war hoch erfreut und dachte: „Nun, das ist schön, daß er dem Beispiele seines älteren Bruders gefolgt ist; sein „Schmutzfink" wird jedenfalls auch nichts anderes sein als ein verkleidetes schönes Mädchen, mit dem er sich verheiratet

hat". Alsbald ließ sie abermals die kaum erst heimgekehrten Trommler, Händeklatscher und Tänzer herbeikommen und unter den Fenstern des jüngeren Sohnes trommeln, klatschen und tanzen. Als dem anderen Sultanssohne die Kunde von der Heirat seines Bruders zuging, begab er sich sofort zu ihm, um Glückwünsche zu überbringen, war aber nicht wenig überrascht, als er anstatt fröhlichen Lachens und heiteren Scherzens, wie er erwartet hatte, nur jämmerliches Gewinsel hörte. Rot wie ein Truthahn vor Wut, schlug der Prinz mit einem gewaltigen Knittel auf einen auf der Erde liegenden, schreienden und winselnden Kerl ein. „Was soll das bedeuten? was heißt das?" fragte der ältere der Brüder. „Denke Dir nur", entgegnete jener, „dieser Kerl ist so durch und durch eigensinnig, daß er sich die Haut nicht abziehen will; vielleicht habe ich ihm nicht gefallen". Dem Älteren that das Mißgeschick seines Bruders leid, und er versuchte durch gütliches Zureden den armen Geprügelten zu bewegen, daß er ihnen beiden doch den Gefallen thun möge, sich die Haut abzuziehen.

Es läßt sich denken, daß diese Bitten ebenso wenig ausrichteten, wie es bis dahin Heftigkeit und Prügel vermochten. Als der ältere der beiden Sultanssöhne einsah, daß man auf diese Weise nicht

zum Ziele gelangen würde, ließ er sich ein großes Messer bringen und den eigensinnigen „Schmutzfinken“ von seinem Bruder festhalten, während er sich daran machte, denselben trotz seines Jammerns und Zappelns wie einen Hammel abzuhäuten.

Die Sultanin hörte endlich das fürchterliche Zetergeschrei, ging in das betreffende Gemach und sah mit Entsetzen den armen, blutüberströmten Menschen, welchem die Söhne die Haut abgezogen hatten. Erst als er unter ihren Händen den Geist aufgab, bemerkten die Brüder, daß er wirklich nur eine Haut besessen habe, und beschämt folgten sie ihrer Mutter. Während der ältere in den Armen seiner schönen Frau Trost suchte, konnte der jüngere sein Mißgeschick gar nicht überwinden und weinte bitterlich, bis der Sultan, sein Vater, zu ihm sagte: „Bedenke, mein Sohn, daß nicht einem Jeden, mag er es im übrigen auch noch so sehr verdient haben, das Glück lacht; es ist launisch und zieht einen dem andern vor. Der Vernachlässigte muß nur weise genug sein, um sich über den Vorzug des Glückspilzes nicht zu ärgern, sondern sich mit dem zufrieden geben, was Gott ihm beschieden, und unter allen Umständen zu sagen: ‘Elhamdulillah’. (Gott sei Dank).“

Des Paschas Harem.

Der Pascha von Mardin gehörte einer der berühmtesten Familien der kurdischen Aristokratie von Diarbekr an. Die steinalte Großmutter des Paschas erzählte mit Stolz, daß alle ihre Ahnen bis auf den heutigen Tag eines unnatürlichen Todes gestorben seien; der eine durch die seidene Schnur, der zweite durch's Beil, der dritte durch einen vergifteten Kaffee u. s. w., ein Beweis, wie gefährlich diese mächtigen Beïs der Regierung erschienen. Ihr eigener Mann war auf ähnliche Weise um's Leben gekommen. Der Statthalter von Mardin, ihr Enkel, bei welchem sie den Rest ihrer Tage zubrachte, hatte eine große, lustige oder traurige Familie, je nach den Umständen.

Seine erste Frau Silfi Chatun (in Diarbekr ist für „Frau" das alte osttürkische Wort „Chatun" statt des osmanischen „Hanum" im Gebrauch), welche man ihm gegeben hatte, als er noch kaum dem Knabenalter entwachsen war, stammte wie er aus

einer angesehenen Familie Diarbekrs; sie war sehr sanft, gutmütig und geduldig, nur nicht hübsch; sie hatte den unschönen Kurdentypus, sehr grobe, eckige Züge, große Backenknochen, einen birnförmigen, spitzen Kopf und schwarze Haare, die sich anfühlten wie Pferdehaare. Sie lebte trotz der mangelnden Schönheit glücklich mit ihrem Manne, dem sie zahlreiche Kinder schenkte, und war mit ihrem Erdenloose von Herzen zufrieden. Hätte man sie gefragt, ob sie noch etwas wünsche, würde sie nur geantwortet haben: „Elham“ dulillah! (Gott sei Dank) ich wünsche mir weiter nichts, als daß mir erhalten bleibe, was ich habe. Der Schwiegersohn unseres Propheten — Gottes Segen komme über ihn! — hatte recht, als er sagte, daß der glücklichste Mensch in diesem Leben derjenige ist, dem der allerhöchste Gott so viel bescheert, daß er zufrieden sein kann, und dazu einen lieben Ehegenossen.“

So lebten sie recht vergnügt, bis eines Tages der Satan dem Pascha Sehnsucht nach der Kalifenstadt am Bosporus, Stambul oder, wie die Provinzialen sie mit Vorliebe nennen, Islambol (Islamsfülle) einflößte. Für die Bewohner der Provinzen ist Stambul die Metropole, der Brennpunkt der mohammedanischen Civilisation, und steht in seiner Bewunderung so hoch, wie dem Levantiner Paris; er

würde denjenigen, der ihm erzählte, daß Petersburg, Wien, Berlin oder Rom schöner seien als Stambul, lächelnd anblicken, als wollte er sagen: „einen solchen Bären bindest Du mir nicht auf; ich weiß es, so gut wie Du und wie die ganze Welt, daß Stambul die schönste Stadt des Weltalls ist, weshalb auch alle so gierig nach ihrem Besitze trachten." Merkwürdigerweise sind aber die Provinzialen, wenn sie einmal mit dieser Stadt nähere Bekanntschaft gemacht haben, froh, ihr wieder den Rücken zuwenden und in ihre Heimat zurückkehren zu können; sie sind gründlich von ihrem Enthusiasmus kuriert und das moderne Babel mit seiner für sie unerhörten Sittenverderbnis bleibt ihnen stets eine unliebsame Erinnerung. „Die Stambuler sind Gjaurs, (Ungläubige)" sagen sie, „deshalb haben wir auch so viel Unglück gehabt; leider müssen wir Unschuldigen mit den Schuldigen büßen, die Gottes gerechten Zorn erregt haben. Die Stambuler beten nicht, sie fasten nicht, sie ziehen sich ganz à la franca an und, was das Schlimmste ist — die Frauen gehen dort fast unverschleiert".

Der letztere Vorwurf ist nicht unbegründet, und die arme Silfi Chatun sollte es zu ihrem Schaden erfahren. Dem unerfahrenen Pascha thaten es die schwarzen Augenbrauen, die schmachtenden Augen und

der alabasterne Teint der gefallsüchtigen Stambulinerinnen an, und nicht lange dauerte es, so war er in den Schlingen einer „Seraili" des Bruders des Sultans gehalten, welche ihm einst, als er in den Straßen der Stadt herumschlenderte, begegnet war. Die „Serailis", schöne wie häßliche, verstehen sich aus dem ff auf alle Künste der Toilette. Der Verschönerungs-Instinkt ist bei ihnen außerordentlich entwickelt; sie können es gewiß in dieser trügerischen Kunst mit ihren levantinischen und pariser Schwestern aufnehmen. Diese Seraili nun, an welcher das „Kismet" (Schicksal) die Augen des Paschas hängen bleiben ließ, war noch dazu eine gewaschene wirkliche Seraili. Für gewöhnlich legen sich diesen Titel alle diejenigen bei, welche in einem Serai (Palast) beschäftigt sind, von der Köchin, Näherin und Wäscherin bis hinauf zur wirklichen, mit der höchsten Gunst des Herrn zeitweise begnadeten Kadine. Recht an diesem Ehrennamen hat aber nur die letztere. Zu dieser Kategorie gehörte auch diese Seraili. Ihr Herr, der Bruder des Sultans, ließ sie frei, nachdem Höchstseine Laune aufgehört hatte, an ihr Gefallen zu finden, und erlaubte ihr, die Gelegenheit zu einer standesgemäßen Heirat zu benutzen, wenn eine solche sich ihr darbieten sollte, wobei er noch das Versprechen hinzufügte, ihr in diesem Falle eine

glänzende Aussteuer mitzugeben. So kam ihr der Heiratsantrag, welchen Aïsche kadin als Sendbotin und im Namen des Paschas machte, sehr gelegen. Ihr Herz sehnte sich nach den Erfahrungen, die sie mit ihrem bisherigen Herrn gemacht hatte, grenzenlos nach einem Herzen, das sie nicht mit andern zu teilen brauchte.

„Pascha ist er", sagte die zungenfertige Vermittlerin, ihren Klienten wie eine Ware anpreisend, „ja sogar Pascha-Sade (Sohn eines Pascha), dessen Vater, Großvater und Ahnen Paschas gewesen sind. Und noch mehr als das, er ist steinreich, jung und schön, lasse diese Gelegenheit nicht vorübergehen, sonst wirst Du es bereuen".

„Ja", meinte nachdenklich die Seraili, „ich will ihn ja auch gern heiraten, nur fürchte ich, daß er in seinem Lande schon verheiratet ist. Denn dann, wallah! billah! tillah! (Bei Gott! Mit Gott! Zu Gott) bei diesen drei Namen Gottes, heirate ich lieber einen Lastträger, als einen Pascha und Pascha-Sade, und wäre er noch so schön und reich".

Die in solchen Geschäften bewanderte, gewissenlose und auf ihren Vorteil bedachte Aïsche kadin schwor Stein und Bein, daß sie sich vorsorglich danach erkundigt, und daß er ihr auf den Koran einen Eid geleistet habe, daß er daheim noch unbeweibt und

die Seraili Universalbesitzerin seines Herzens und Harems sein und bleiben würde. Nachdem Aïsche kadin ihre Aussagen noch mit einem verstärkten Schwur — „so soll ich weder in dieser noch in der zukünftigen Welt an der Barmherzigkeit des Propheten Teil haben“ — beteuert hatte, glaubte die Seraili ganz sicher zu sein; die weiteren Präliminarien verliefen ohne Schwierigkeit in der hergebrachten Ordnung und endigten zur Zufriedenheit der beiden interessierten Teile mit der überaus prunkvollen Hochzeit der beiden Liebenden.

Dank dem mächtigen Einflusse des Gebieters seiner Gemahlin gelang es dem Pascha, den ehrenvollen Posten eines Statthalters von Hamma (Stadt in Syrien, das alte Emesa) zu erhalten. Und nun kamen für die Seraili Hanum Tage, in denen sie das höchste Glück des Lebens mit vollen Zügen genoß. Wie kein Prophet in seinem Vaterlande, so gilt auch die Seraili in Stambul, wo es ihres gleichen in Hülle und Fülle giebt, nichts; anders in der Provinz, „draußen“; hier hat der Name Seraili einen magischen Klang; selbst wenn seine Trägerin vormals nur eine Wäscherin im Serai (Palast) war, so ist sie doch, vom Nimbus dieses Zauberwortes umgeben, eine hochinteressante Persönlichkeit, und Jedermann rechnet es sich zur größten

Ehre an, unter seinen Bekannten und Freundinnen eine Seraili nennen zu können. Um wieviel eifriger aber bewarben sich die Hanums um diese echte und wahrhaftige Seraili, die außerdem die Gemahlin eines Paschas, ihres Statthalters, und somit in jeder Beziehung die höchste weibliche Persönlichkeit der Stadt war. Alles umkreiste, wie bescheidene Planeten, diese strahlende Sonne. Um nun ihr Glück vollständig zu machen, sollte es ihr beschieden sein, auch die letzte der Bedingungen zu erfüllen, welche von der Frau eines reichen türkischen Ehemannes verlangt werden, damit er keinen triftigen Grund habe, sich neben ihr noch eine zweite Frau zu nehmen. Kinderlose Frauen betrachten sich als bei Gott mißliebige Geschöpfe und gehen, wie mit einem Makel behaftet, beschämt unter ihren Mitschwestern umher. Wer konnte es der schönen Seraili verdenken, daß sie vor Stolz und Freude sich nicht zu lassen wußte, als sie nach Jahresfrist ihren verliebten Eheherrn mit einem Söhnchen beschenkte?

Das Kind war gerade ein Jahr alt, als das tückische Geschick, welches alle türkischen Paschas erwartet, auch diesen ereilte. Eines schönen Tages wurde er ohne Grund und Ursache seines Statthalterpostens entsetzt, und schweren Herzens trat er den Heimweg nach seiner Vaterstadt an, wo seine

erste Frau lebte. In der Nähe derselben angelangt, konnte er es nicht länger umgehen, was er bis auf den letzten Augenblick verschoben hatte — nämlich seiner neuen Frau die unliebsame Existenz einer ersten zu enthüllen.

Wir verzichten auf eine Schilderung des Gewitters, welches sich nun über seinem Haupte entlud. Nur seine mit den teuersten Eiden beschworene Versicherung, daß ihr ganz allein seine Liebe bis an sein Lebensende gehören würde, vermochten den gerechten Zorn der Seraili in etwas zu besänftigen; sie machte ihm die härtesten Vorwürfe über seine betrügerische Beteuerung der Aïscha kadin gegenüber, daß er nicht verheiratet wäre. Hätte sie, wiederholte sie auch gegen den armen Sünder, das Gegenteil geahnt, so würde sie lieber den ersten besten Lastträger gerufen, diesen in ein Bad geschickt, standesgemäß gekleidet und geheiratet haben. Doch war bei all ihrem Zorne die Seraili zu klug, um die nun einmal nicht abzuändernde Situation nur mit ohnmächtigem Grimm zu beklagen, vielmehr richtete sie jetzt alle ihre Gedanken darauf, wie sie gleich von Anfang an der ersten Frau gegenüber eine solche Stellung einnehmen könnte, daß diese nicht in die Lage käme, den ihr nach dem Gesetze zustehenden Vorrang mit Erfolg zu behaupten. Demgemäß legte sie ihr Gesicht in

hochmütige Falten, als die schöne tachtrewan (Reisesänfte) mit ihrem Inhalt vor dem großen und ansehnlichen „Konak"*) des Paschas Halt machte.

Der Pascha war vorangeritten; denn mit der Benachrichtigung seiner zweiten Frau waren die ihm obliegenden unangenehmen Aufgaben erst zur Hälfte erfüllt, und er hatte nunmehr seine erste Ehehälfte von dem Vorhandensein einer Teilnehmerin ihrer Rechte zu unterrichten. Doch hatte er bei der armen gutmütigen Silfi Chatun leichteres Spiel, er verstand es, ihr die Vorteile, welche ihm aus dieser Verbindung entsprungen waren, so einleuchtend zu schildern, daß die gute Frau dachte, sie müsse sehr schlecht sein, wenn sie dem geliebten Manne ein so großes Glück mißgönnte. Sie versuchte es also, die traurigen Züge, welche sich bei dieser Nachricht auf ihrem Gesichte ausgeprägt, zu verscheuchen, und ergab sich mit erzwungener Ruhe in ihr unwiderrufliches Schicksal, wenn ihr Herz auch bei dem Gedanken blutete, daß nun das Erbteil ihrer vielen Kinder durch die Ankunft der neuen Frau und des Sohnes derselben so bedeutend geschmälert würde. Ungeachtet der Versicherung ihres Mannes, daß ihre Rechte gewahrt wären, brauchte sie doch nur einen Blick auf die herannahende stolze Erscheinung zu

*) Herrschaftliches Gebäude.

werfen, um sich über die zukünftige Gestaltung ihres Looses klar zu werden.

Sie hatte sich auch nicht getäuscht. Die Seraili Hanum handhabte ihr Szepter mit solcher Entschiedenheit, daß bald nur sie allein noch von dem ganzen Harem als Herrin angesehen wurde. Wagte Silfi Chatun es einmal, eine leise Klage laut werden zu lassen, so meinte die Seraili höhnisch: jene sei an ihrem Mißgeschicke selber Schuld, weil sie zu ungeschickt gewesen sei, ihres Mannes Herz auf die Dauer zu fesseln; sie, die Seraili, möchte einmal diejenige sehen, welche sich unterfangen wollte, ihr das Herz des Paschas zu stehlen und als Ortak (zweite Frau) an ihre Seite zu treten.

Dann warnte die alte Großmutter sie: „Meine Tochter, sprich nicht vermessene Worte, und fordere nicht das Schicksal heraus". Aber sie entgegnete lachend: „Wir in Stambul erzogenen Frauen verstehen es schon, unserer Männer Herzen so festzuhalten, daß sie sich nach keiner anderen sehnen".

Aber, aber — bald kam ein Tag, welcher ihrem fast stündlich zunehmenden Hochmut und Stolz den ersten Schlag versetzte. Ihr verweichlichtes, verhätscheltes, ängstlich gehegtes Kind wurde in den Schatten der Cypressen des melancholischen Friedhofs gebettet und anstatt der vielen Wärterinnen, die sein

irdisches Leben behütet, trat der bleiche Mond seine einsame Nachtwache bei ihm an.

Wie frohlockte die sonst so sanftmütige Silfi Chatun vor Schadenfreude! Das Erbteil ihrer Söhne war ihnen wieder sicher, die tückische Rivalin durch Gottes Fügung mitten in ihrem Glück schwer getroffen!

Ein kleines Labsal für das betrübte Gemüt der Seraili war die Ernennung des Paschas zum Statthalter von Mardin. Um den Chikanen der Seraili zu entgehen, hatte Silfi sich vorgenommen, den Pascha zu bitten, daß er sie mit ihren Kindern in Diarbekr lassen möge, war aber durch ihre Freundinnen von diesem Vorhaben abgebracht worden. „Warum", meinten diese, „warum willst Du deinen Vorrang als erste Frau ganz aufgeben? Du giebst so wie so deiner Ortak schon viel zu viel nach; wenn Du jetzt nicht mit gehst, so wird von Dir garnicht mehr die Rede sein, und Jedermann nur sie als Frau des Paschas ansehen. Halte tapfer auf Deinem Posten aus!" Sie erkannte das Richtige in diesen Bemerkungen, wappnete sich mit neuem Mut, und so geschah es, daß der Pascha in Begleitung seines ganzen Harems in das malerisch gelegene Mardin einzog.

Bald erfüllte neue Hoffnung das ehrgeizige Herz

der Seraili — aber um bald traurig enttäuscht zu werden, indem statt des erwarteten Erben nur ein unwillkommenes Töchterchen erschien. Während Silfi Chatun im Herzen über das Mißgeschick ihrer Nebenbuhlerin frohlockte, sprach sie ihr doch heuchlerisch ihr Bedauern aus: „Wie schade, der Pascha hatte gelobt, bei der Geburt eines Sohnes achttägige Festlichkeiten zu veranstalten und zehn Schafe zu schlachten. Nun ist das alles ins Wasser gefallen". In ihren Gemächern drückte aber Silfi ihren Freundinnen gegenüber unverhohlen ihren Jubel über die Enttäuschung ihrer Nebenbuhlerin aus. So ist es wahr, daß unverdiente Zurücksetzung den besten Menschen boshaft und schlecht macht.

Der Pascha, welcher gerade auf einer Inspektionsreise nach Musch begriffen war und von dem Familienereignis telegraphisch in Kenntnis gesetzt wurde, hätte sich die Nichterfüllung seines Wunsches vielleicht mehr zu Herzen genommen, wenn ihn nicht augenblicklich etwas anderes so ausschließlich beschäftigte, daß die gescheiterte Hoffnung ihn ganz kalt ließ. Der Unstern der Seraili fügte es nämlich, daß der Pascha in Musch nicht unerheblich erkrankte. Schmerzlich vermißte er die zarte weibliche Sorgfalt, die für einen Kranken so unersetzliche weibliche Pflege. Jetzt hatte er nur seine ungeschickten

Diener, die es nicht verstanden, ihm das Kopfkissen zurecht zu legen, die Arznei regelmäßig einzugeben, die Fliegen und Mücken wegzuscheuchen, ihm Luftzug zuzufächeln, ja nicht einmal die Suppe ordentlich zu reichen; kam doch jüngst der Diener so langsam wie eine Schildkröte mit der Bouillon herangekrochen, daß dem Pascha der Geduldsfaden — der ohnehin, wie eben die Geduldsfäden aller Paschas nur dünn waren wie Spinneweben — riß, und er den Diener andonnerte, sich zu beeilen, was denn das erwünschte Resultat hatte, aber bei vermehrter Eile der Teller ins Schwanken geriet und seinen heißen Inhalt in den Busen des Paschas entleerte. Als er gegen Dschirdschis Aga, seinen „Tschamarschir Aga" (Kammerdiener) den Ärger aussprach, meinte dieser: „Ah, da ist leicht zu helfen. Hier in Musch ist ein herrlich schönes Mädchen, das nicht ihres gleichen hat! Sie ist erst fünfzehn Jahre alt, aber beim Kopfe des Propheten! In Stambul im Serai des Sultans ist keine solche Schönheit vorhanden. Es hat einen Teint, weiß wie frisch gefallener Schnee, Lippen wie Rosenblätter, nußbraune, schelmisch blickende Augen, pechschwarzes Haar, ein rundes Gesicht, wie der aufgehende Vollmond — mit einem Worte, es ist unseres Herrn würdig".

„Ah bah!" sagte der Pascha zweifelnd, „ich bin

gewiß, daß ist 'Satschma!' (Schrotfeuer, so viel wie Windbeutelei). Es ist sicherlich nicht schöner als meine Seraili!"

Nun hatte der Tschamaschir Agasi eine kleine Rankünе gegen die hochmütige Seraili und ergriff mit Wonne die Gelegenheit, ihr einen Liebesdienst zu erweisen, froh, wenn es seinem Zureden gelingen sollte, ihr eine „Ortak" zu verschaffen, er entgegnete also: „Fern sei es von mir, die Schönheit meiner Herrin herunterzusetzen und Ihnen das Ohr mit Windbeuteleien zu füllen; es kommt ja auf die Probe an; verlangen Sie die Muschli (das Mädchen aus Musch) durch ein Schlüsselloch zu sehen (bekanntlich darf die Orientalin sich vor der Hochzeit nicht unverschleiert sehen lassen; das türkische Gesetz gestattet jedoch die oben beschriebene Art von Brautschau) und urteilen Sie dann selbst, ob sie nicht wert ist, die Ihrige zu werden. Es wäre wirklich unverzeihlich, wenn ein Anderer sie bekäme. Welche Pflegerin würden Sie gerade jetzt an ihr haben, und wie schnell würden Sie unter zarten Händen genesen".

So redete der listige Dschirdschis Aga seinem Herrn zu, und je mehr er zuredete, desto plausibler wurde dem Pascha das Projekt, ja es kam ihm schon beinahe wie eine Unterlassungssünde gegen sein teures

„Ich", ja wie der reine Selbstmord vor, wenn er diese Aussicht, eine solche Pflegerin zu erlangen, unbenützt vorübergehen ließe. War es denn so unmöglich, daß der Herrgott ihm, dem frommen Muselmann ganz ausdrücklich gerade jetzt diese Hülfe schickte? Wäre es dann nicht gottlos, sich einer solchen Gnade zu entziehen? Genug, sein immer weiter zurückweichender Widerstand, der kaum noch diesen Namen verdiente, hielt zuletzt nur noch an der Bedingung fest, daß die Muschli, bevor er sie zum Range seiner Frau erhöbe, ihm durch ein Schlüsselloch gezeigt werden sollte, damit er prüfe, ob sie der ihr zugedachten Ehre würdig sei.

Da nun das Mädchen in der That wie ein frischer Frühling war, dessen natürliche Schönheit menschlicher Zuthaten kaum bedurfte, so kostete es nicht viel Mühe, es auszuputzen und wenig Überredung, um die Eltern zu bestimmen, ihr Kind zu der verlangten Okularinspektion in eines der an das Zimmer des Paschas stoßenden Gemächer zu bringen. Dies war ein etwas ungewöhnlicher Schritt, den die Muselmänner nicht gern thun, in der Regel schickt der Mann, welcher sich verheiraten will, einige Frauen seiner Verwandtschaft auf die Brautschau ab. (Sogenannte Gürüdschü = Beschauende — ähnlich wie die φλᾶτρες = Platres bei den Griechen). Der Pascha

war aber ein zu fetter Bissen, um es mit ihm in dieser Beziehung so genau zu nehmen. Alles verlief nach Wunsch; als der rekonvalescente Pascha das junge Menschenkind durch das Schlüsselloch sah, welches im Bewußtsein dieser Prüfung wie von Purpur übergossen dastand, fand er die Schilderungen seines Kammerdieners als weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibend — und der Stern der Seraili erblich.

Jetzt trieb der Pascha selber auf Beendigung des Geschäftes, die Gegenpartei bewies vielleicht noch größere Eile. Dem ausgehungerten Schwiegerpapa in spe glitzerten zukünftige fette Sinekuren vor den Augen, der Schwiegermama in spe alle Ehrenbezeugungen, welche der Schwiegermama eines Paschas zukommen, und das Mädchen, Mürschide Hanum, war vor Entzücken bei der Aussicht, eine „Hanum Effendi" (Gnädige Frau) zu werden, wo möglich noch schöner geworden.

Wer fragte hier, wie vormals die Seraili, ob der Pascha schon verheiratet wäre? Im Gegenteil war dies ein Grund, die Sache noch zu beschleunigen, ehe vielleicht die mächtige einflußreiche Seraili von der Geschichte Wind bekam und plötzlich wie ein deus ex machina auftauchte, um das Ganze zu vereiteln. Diese Befürchtung war nicht so ganz ohne

Grund, da sie bei der Kunde von der Erkrankung ihres Gatten die ernstliche Absicht gehegt, zu ihm zu reisen, und sie dies Vorhaben nur infolge eines Telegramms des heimtückischen Dschirdschis Aga aufgab, welcher Kunde von der völligen Genesung seines Herrn brachte.

Nun konnte es nicht fehlen, daß die Angelegenheit zum befriedigenden Abschluß kam und der Pascha schon in Hochzeitsfreuden schwelgte, während sich Silfi Chatun und die Seraili in Gebeten für die Erhaltung seines teuren Lebens um die Wette wund knieten.

Allerdings wurde es dem Pascha etwas schwül zu Sinne, wenn er an seine bevorstehende Zurückkunft dachte. Er stärkte sich in dem Gedanken an sein gutes Recht, beruhigte sein Gewissen, das ihn doch zuweilen etwas folterte, damit, daß er statt der ihm nach mohammedanischem Gesetz zustehenden vier rechtmäßigen Frauen und Odalisken nach Belieben „nur" drei Frauen und „gar keine" Odaliske genommen habe. Die letzten Bedenken verscheuchte er durch die unleugbare Thatsache, daß Mürschide Hanum denn doch mit einigen Gewitterstürmen nicht zu teuer erkauft sei.

Die schöne Zeit des Stilllebens ging nur allzuschnell vorüber und die Rückreise aus Musch mußte

angetreten werden. Als der Pascha Mardin erblickte, war sein Kriegsplan schon fertig.

Der Vorreiter, welcher, um ein fettes Trinkgeld zu erhalten, zum „Konak" vorgaloppiert war, und das beglückende Herannahen Seiner Excellenz gemeldet, wurde von der Seraili reich beschenkt. Dann eilte sie schleunigst nach ihrem Arsenal, holte Lavendelfläschchen, Schminktöpfe und Juwelenkästchen hervor, die, so lange der Hausgötze abwesend war, ruhig in der Ecke gestanden hatten, und fing an sich zu putzen, wenig ahnend, welche machtlosen Waffen sie gegen das frische Gesicht der fünfzehnjährigen Mürschide ins Feld führen sollte. Im vollen Glanze ihrer Schönheit ging sie an das vergitterte Fenster, um den Pascha ankommen zu sehen; aber, o weh! Was ist das? Sie erblaßte unter der Schminke und ihr Herz stand für einige Sekunden still, als sie drei rot behangene Tachterewans (Reisesänften) mit ihren im Glanze der untergehenden Sonne golden erglänzenden, großen Metallknöpfen erblickte. Bestürzt eilte sie in die Gemächer ihrer Ortak, Silfi Chatun, und rief ihr eifernd zu:

„Was sitzt Du da so still? Wenn der Himmel herunter fiele, glaube ich, bliebe Dir alles eins! Sieh doch einmal aus dem Fenster! Was mögen wohl diese drei Tachterewans bedeuten? Wäre es möglich,

sollte der Pascha es gewagt haben, seine so oft wiederholten Schwüre, daß er mir keine Ortak geben würde, zu brechen? Aber dann, Wallah! Billah! verweile ich keine Nacht mehr hier im Hause und lasse mich spornstreichs scheiden".

„Gemach, meine liebe Tochter", mahnte die alte Mutter des Paschas zu ihrer aufgebrachten Schwiegertochter. „Beruhige Dich, vielleicht sind es nur Gäste, die mit dem Pascha kommen, vielleicht auch fremde Reisende; des Sultans Fahrstraße ist breit und hat Platz für Viele. Sollte aber auch schlimmsten Falles das, was Du befürchtest, sich als wahr erweisen, was Allah verhüten möge, so hast Du immer noch kein Recht, Dich zu ereifern. Bedenke, daß ein solches Weh sogar Fatma, der Tochter des Propheten — Allah hume salli alle seïdina Mohamed — (Mit Gott begrüßt sei unser Herr Mohamed; der Muselmann hat beim Aussprechen des Namen Gottes, des Propheten Mohamed, Jesu und der anderen Propheten stets hinterher eine Ehrerbietungsformel zu setzen, hinter Gott „Dschelle schanu", hinter Mohamed „Allah hume salli alle seïdina Mohamed, we sela", hinter Jesus und den übrigen Propheten „sali alei taala we selam") — nicht erspart blieb, und daß der Pascha das Recht hat, sich vier Frauen zu nehmen. Wenn er nun von seinem guten Rechte Gebrauch macht

— wer kann's ihm wehren, so lange er im stande ist alle seine Frauen zu ernähren"?

„Aber seine Schwüre? Seine eidlichen Beteuerungen?" warf die Seraili ein, welche an der kaltblütigen Anschauungsweise der Alten durchaus keinen Gefallen fand.

„Was die Schwüre Deines Mannes anbetrifft", entgegnete die alte Frau, „so muß ich Dir bemerken, falls Du es noch nicht wissen solltest, daß es einem Manne erlaubt, unter Umständen sogar, wenn Unheil dadurch verhütet werden kann, geboten ist, seiner Frau falsch zu schwören. Das ist weder eine Sünde noch ein gar so großes Vergehen".

Dies Brausepulver wirkte nicht im Geringsten beruhigend auf Seraili Hanums Gemüt, und die gleichmütige Erörterung der schrecklichen Eventualität, die Absolution fand, wo sie ein Verdammungsurteil erwartete, erbitterte sie nur noch mehr.

Während dieses Gespräches zwischen der Seraili und der Großmutter hatte sich Silfi Chatun fortgeschlichen, um, himmelhoch vergnügt, einigen anwesenden Freundinnen die nur allzubegründeten Befürchtungen ihrer verhaßten Ortak mitzuteilen.

Aller Augen blitzten freudig. „O das geschähe ihr Recht", hieß es allgemein, „die Kunst, einen Mann so zu umgarnen, daß er keine andere Frau mehr

nimmt, scheint sie doch nicht so gründlich zu verstehen, wie sie sich gerühmt hat.“

Im Hofe hörte man ein Geräusch; die große Haremsthür wurde vom Kapudschi (Thürschließer) geöffnet, und der Pascha führte triumphierend seine Frau, Nummer drei, in den Harem ein. Hier hielt er eine feierliche Eröffnungsrede an seine älteren Ehegenossinnen.

„Ja-hu! (üblicher Ausruf) Seht her“! sagte er, „seht her, meine lieben Kinder und Frauen, diesem ngel, dieser Hanum hier verdankt Ihr es, daß Ihr nicht von Eurem ‘rahmetli’ (selig Verstorbenen) Pascha zu sprechen habt. Als ich totkrank war und der weiblichen Pflege, die mir so sehr Not that, gänzlich entbehrte, da gaben mir treue Freunde dies Mädchen zur Pflegerin. Da es aber in Musch keine Pflegerinnen für Geld giebt, so mußte ich mir eine heiraten, wenn auch schweren Herzens, weil ich daran dachte, daß ich Euch durch diese meine Handlung weh thäte. Aber nun rechne ich auch auf Eure Liebe und bitte, diese meine Pflegerin, die mein Leben gerettet hat, zu lieben und Euch gegen sie dankbar zu beweisen, indem Ihr sie schwesterlich in Eure Mitte aufnehmt. Meine Sorge und Pflicht wird es sein, keine von Euch der anderen vorzuziehen. Heute gehöre ich der Silfi Chatun — morgen der

Seraili Hanum und übermorgen erst, da sie mich jetzt so lange gehabt hat" — hier streifte ein zärtlicher Seitenblick seine neueste Acquisition — „der Mürschide Hanum".

Was war gegen das fait accompli zu machen? Die ersten Frauen hätten ja wahre Ungeheuer sein müssen, wenn sie dem Pascha und dem neuen Eindringling in ihre Rechte unter diesen Umständen hätten zürnen wollen, nachdem sie „ewel Allah, sonra o" (erst Gott, dann sie) dem geliebten Manne das Leben gerettet. Ohnehin sah der Pascha so blaß aus — ob vor Aufregung oder Schwäche, wer kann's sagen? — daß die Seraili notgedrungen den Krater des in ihrem Busen kochenden Vulkans verschloß und nach einem tigerartigem Blick auf ihre Nebenbuhlerin enteilte, um sich der Juwelen zu entledigen, die jetzt zentnerschwer auf ihr zu lasten schienen. Doch selbst diesem Vorhaben wehrte die alte Großmutter. „Was? Du willst meinem armen kranken Enkel trotzen? Laß ab von diesem Beginnen! Das könnte ihn nur ärgern, seine Galle in Aufruhr und ihn wieder an den Rand des Grabes bringen".

Wer fragte nach der Galle der Seraili? Was ist auch eine Frau? Ein Schuh — wird er alt, wirft man ihn weg und kauft sich einen andern.*)

*) Orientalisches Raisonnement.

Silfi Chatun, die sich aus der Gnade, welche ihr der Pascha dadurch zu erweisen gedachte, daß er ihr den ersten Tag angehören wollte, blutwenig machte, bat ihren Gebieter unterthänigst, diese Ehre zu Gunsten der Seraili Hanum ablehnen zu dürfen. Froh nahm der Pascha den gefälligen Antrag an und sagte: „Du bist und bleibst meine liebe Frau; nähme doch die Seraili ein Beispiel an Dir! Gott segne Dich und lasse Dir einstens das Paradies zu teil werden“.

Der Pascha hatte aber jene Nacht einen schweren Stand. Die Seraili weinte, tobte, raufte sich die Haare und warf ihm bald unter Thränen, bald unter sprühenden Blicken seine oft gegebenen und beschworenen Versicherungen vor, daß er ihr keine Ortak geben werde. Selbst Aïscha kadin wurde aus dem Gedächtniskasten, wo sie so lange gerostet, hervorgeholt und verwünscht. Aber es war alles umsonst, das Herz des Steingötzen rührte sich nicht. Nachdem er sein Gebet verrichtet — denn darin war er sehr peinlich, mit dem lieben Gott stellte er sich immer anf den besten Fuß und selbst während seiner Krankheit ließ er keine der vorgeschriebenen Gebetszeiten vorübergehen — ermahnte er sie salbungsvoll zur Ergebung in Gottes Willen und bat sie, ihn nicht weiter aufzuregen; er könnte einen Rückfall

seiner Krankheit bekommen, ja wohl gar sterben, und dann wäre sie seine Mörderin. Dieser Popanz führte den Pascha damals, wie noch öfter später, zu seinem Ziele; er bekam Ruhe. Aber die arme Seraili, in deren Innerem Höllenfeuer zu brennen schien, fand keine. Sie weinte und schluchzte die ganze Nacht durch, bis an den frühen Morgen und machte ein Projekt über das andere. „Zurück nach Stambul". Das war der ewig wiederkehrende Refrain in ihren Gedanken.

Unterdessen träumte der Pascha, daß ihn eben die schöne Muschli umarmte, während die Seraili von hinten kam und ihn ebenfalls umarmen wollte. Engel standen neben ihm, fächelten ihm Kühlung zu und erzählten ihm, daß Gott ihn sehr liebe, weil er ein so frommer Muselmann wäre und täglich sein fünfmaliges Gebet so regelmäßig verrichtete. Wie glücklich fühlte er sich! Welche Selbstzufriedenheit durchströmte noch im Schlafe sein ganzes Wesen. Nicht weniger zufrieden schlief, im Vollbewußtsein, daß sie geliebt werde, die Neuvermählte. „Ich bin doch viel schöner als die finster dreinblickende, alte, magere, geschminkte Seraili", war ihr letzter Gedanke vor dem Einschlafen.

Silfi Chatun schlief den Schlaf des Gerechten, wunschlos, neidlos. Heute hatte sie ihre letzte schwache

Hoffnung, daß ihr Mann keine anderen männlichen Erben mehr bekommen würde, zu Grabe getragen.

Die alte Großmutter aber wackelte noch stärker als gewöhnlich mit dem Kopfe, als ihr zu Bette geholfen wurde. Sie dachte: „Die Seraili ist für ihre hochmütigen Worte bestraft; man soll niemals das Schicksal herausfordern; aber leider werde ich immer mit bestraft; meine armen Ohren, was werden die auszuhalten haben! Früher waren es doch nur zwei, jetzt sind es schon drei Frauen und wer weiß, ob dies die letzte ist?"

Die Großmutter hatte mit ihren Befürchtungen recht gehabt; die folgenden Tage und Wochen bildeten eine nicht endenwollende Kette von Zänkereien und Nörgeleien, so daß selbst der Pascha oft seufzend ausrief: „Uf aman (um Gotteswillen), was hat der Gerechte nicht oft für Prüfungen zu ertragen!"

Zum Glück hatte der Konak drei Etagen, so daß jede Frau eine für sich bekam und in etwas der gefährlichen Nähe der anderen entrückt war. Friedlich sah es nur bei Silfi Chatun aus, welche die unterste Etage bewohnte. Wie oft suchte der „gerechte" Pascha nicht dort Zuflucht, wenn ihm oben die Hölle zu heiß gemacht wurde. Bei Tage war das hübsche Gesicht der Muschli, Mürschide Hanum, eine unversiegliche Quelle des Streites. Sie schminke

sich, behauptete die Seraili, um frisch und schön zu erscheinen und des Paschas Herz ganz allein für sich zu erlangen. Dann brachte, entrüstet ob dieser Insinuation die Muschli ein nasses Handtuch, womit sie sich kräftig die Backen rieb, um zu zeigen, daß ihre Farben echt und nicht etwa — mit einem hämischen Seitenblick auf die Seraili — wie die anderer Leute beschaffen seien. Nachts, so klagte die Seraili, welche das oberste Stockwerk bewohnte, könne sie vor dem Geplapper unter ihr kein Auge zumachen. Die Muschli girre dem Pascha etwas vor. Energischer Widerspruch der letzteren: Sie erzähle dem Pascha nur Geschichten, und zuweilen, wenn er nicht schlafen könne, sänge sie ihm etwas vor. Die von Eifersucht geplagte Seraili, welche dieser Versicherung nicht recht traute, horchte eines Nachts, als sie wieder vor dem „Geplapper" nicht einschlafen konnte, an der Thür der Muschli, hörte aber nichts von den Märchen oder Geschichten der neuen Scheherezade, wohl aber heiße Liebesschwüre, wie sie sie einst aus demselben Munde vernommen. Leise wie sie gekommen, schlich sie wieder fort, bekam aber einen fürchterlichen Nervenanfall, der das ganze Haus in Aufruhr versetzte. Auch Mürschide Hanum kam zu Hülfe, wurde aber von der Seraili sehr ungnädig empfangen und mit den schnippischen Worten fort-

geschickt, sie solle sich nur nicht stören lassen und dem Pascha weiter etwas vorsingen und Geschichten erzählen. Achselzuckend kehrte Mürschide zu ihrem Gebieter zurück, der es nicht der Mühe wert gefunden, sich wegen der Seraili zu derangieren. Mürschide hatte nicht bemerkt, daß die letztere ihr auf dem Fuße gefolgt war, ihr Ohr an die Thür legte und horchte, wie ihre glückliche Nebenbuhlerin dem Pascha von dem Unwohlsein der Seraili und ihrer mißglückten Expedition berichtete. „Wenn sie nur mal erst verenden wollte", war die liebenswürdige Antwort des grausamen Paschas.

Was war das? Ein dumpfer Ton an der Thür machte den Pascha und Mürschide aufspringen, um zu sehen, was da in ihrer nächsten Nähe gefallen wäre. Vor ihrer Thür lag lang ausgestreckt, die Hände krampfhaft über den Busen gefaltet, die ohnmächtige Seraili. Pascha und Mürschide sahen sich verständnisvoll an. Auch die herzueilenden Sklavinnen bedurften keines Kommentars zur Erklärung des tragischen Vorfalls und trugen die Besinnungslose behutsam in ihr Zimmer zurück. Als die Seraili wieder zum Bewußtsein kam, wehklagte und jammerte sie die ganze Nacht. Sie faßte den felsenfesten Entschluß, ihre Ehescheidung zu erzwingen, dann nach Stambul zu reisen und diesmal wirklich einen hübschen

Lastträger, den sie sich selbst aussuchen wollte, zu heiraten, und von dem sie nichts weiter verlangen würde, als ein ungeteiltes Herz.

Am nächsten Morgen teilte sie der alten Großmutter ihren ernsten Entschluß mit und bat sie, ihre Fürsprecherin bei dem Pascha — den sie nicht mehr sehen wollte — zu sein. Die Alte, welche im Herzen alle Frauen des Paschas, ausgenommen die fischblütige Silfi Chatun, zur Hölle wünschte, übernahm bereitwilligst diese Mission; doch scheiterte sie an des Paschas Begriffen von Ehre. „Sage ihr, sie möge sich nur diesen Gedanken aus dem Kopfe schlagen. Soll ich dieser Närrin wegen meine Ehre auf's Spiel setzen? Würden nicht die Leute sagen: Seht einmal den Pascha! Er hat nicht mehr Brot genug, um seine Frauen zu ernähren?“ Dabei blieb's. Die Wut der Seraili war ohnmächtig gegen den unerbittlichen Wortlaut des türkischen Gesetzes. Kein Machthaber der Welt kann die Frau von ihrem Manne trennen, wenn er es nicht will — nur in dem einen Fall wird sie von dem Manne geschieden, wenn dieser überführt wird, Gott gelästert zu haben. Daran war aber bei dem frommen Pascha von Mardin nicht zu denken.

So hätte die Seraili diesen bittern Kelch bis auf die Neige leeren müssen, wenn nicht die mitleidige

Mutter Natur ins Mittel getreten wäre, um ihr Geschöpf von dieser Qual zu befreien. Die vielen Gemütsbewegungen Serailis hatten ein böses Nervenfieber zur Folge, dem sie gerade am Bairamsfesttage erlag.

„Wie beneidenswert sie ist," sprach salbungsvoll der Pascha, „am Bairamstage zu sterben. Nun hat sie auch noch das Glück!" (Am Bairamstage zu sterben, halten die Türken für ein großes Glück, weil sie da direkt in den Himmel kommen.)

Mürschide Hanum blieb kinderlos, — ein willkommener Trost für Silfi Chatun. Mochte die Gegenwart den andern gehören, die Zukunft gehörte ihren vielen Kindern und ihr Dank der Fürsprache ihres gottgefälligen Mannes ein Sitz im Paradies. Mürschide selbst tröstet sich über ihre Kinderlosigkeit mit dem Gedanken, daß sie ja noch selbst ein Kind ist. Die alte Großmutter vegetiert weiter und grollt ihrem Enkel wegen der Leiden, welche nur zu oft seine Frauen ihren gequälten Ohren verursachen.

„Emsalifer".

I.

Sekki Bej, ein in Aleppo ansässiger richard hatte keine Kinder, und wünschte sich doch sehnlichst, wie König und Königin in dem Märchen, einen Sohn; aber trotz der großen Anzahl seiner Frauen — denn darin hatte er bessere Chancen als der arme Märchenkönig — und obgleich er seine Königinnen nach Belieben ein- und absetzte, würde ihm sein Wunsch nicht erfüllt. Immer von diesem einen Gedanken geplagt, unterließ er auch nicht, während einer zeitweiligen Anwesenheit in Konstantinopel sich nach frischer Zufuhr für seinen Harem umzusehen.

Sidi Achmed, der Sklavenhändler, welcher einen so guten Kunden gern zufrieden stellen wollte, pries ihm in allen Tonarten seine jüngste Erwerbung an. „Ein Prachtexemplar, lebenslustig, jung, schön und kräftig, welche nicht im mindesten durch ihre

Trennung von Heimat und Anverwandten gerührt, den ganzen Tag singt und lustig ist".

„Ich hab's!" dachte Sekki Bej, dem bei dieser verlockenden Schilderung das Wasser im Munde zusammen lief.

Bald war der Verkauf abgeschlossen und wahrlich! Den Käufer reute der kostspielige Handel nicht.

„Ich erhebe Dich zu meiner 'Nikiahli' (legitimen Frau), wenn Du meinen Herzenswunsch erfüllst", bedeutete Sekki Bej seiner neu erworbenen Odaliske Emsalifer.

O welche Zukunftsträume eröffneten sich da vor den Augen der armen Sklavin, legitime Frau dieses alten Geldprotzen zu werden. Ihr schwindelte, aber, aber . . . die conditio sine qua non warf häßliche Schatten auf dies schöne Zukunftsbild. „Doch vielleicht gelingt es mir, es ihm gleich abzuschmeicheln, mich zu seiner Legitimen zu erheben, indem ich ihm die Erfüllung seines Wunsches fest verspreche", dachte sie.

Aber eigensinnig, wie ein alter Mann, beharrte Sekki Bej bei seinem einmal gemachten Ausspruch.

„Nicht eher, als bis ich die Erfüllung sehe, bis dahin bist und bleibst Du meine Odaliske".

Was war zu machen? Lange grämte sich die lustige Schöne nicht; war doch die Gegenwart erfreulich genug und bei dem Alten, der sie mit Ge-

schenken und Leckerbissen überhäufte, fehlte ihr nichts. Doch, eins: der prächtige rote Wein von Schiras, dessen Genuß für die holde Emsalifer ein Lebensbedürfnis war. Aber es ging doch nicht an, daß die Neophyte ihren Eintritt in die Heilslehre des Islams sofort mit Übertretung seiner Satzungen feierte. Sekki, welcher gleich vielen seiner Glaubensgenossen in diesem Punkte eigentümlichen Grundsätzen folgte, indem er Bier, Champagner und Schnaps nicht für sündhaft erachtete, suchte Emsalifer zu seinem Lieblingsgetränk, dem Branntwein zu bekehren, aber ihr an die süßen Schirasweine gewöhnter Gaumen konnte sich mit dem Mastix duftenden „Raki" nicht befreunden. So lange sie in Stambul verweilten, fügte sich nach einigem Zögern Sekki Bej den Bitten Emsalifers, und nun zechten allabendlich Herr und Odaliske um die Wette. Er schwelgte im Schnaps, sie im Wein.

„So lange wir hier sind," sagte ihr Sekki Bej, „dürfen wir europäisch leben und uns betrinken, aber in Aleppo müssen wir es aufgeben".

„Erhebe mich zu Deiner Gemahlin, so werde ich mich willig darein ergeben".

„Ta, ta, ta, ta. Das hat nichts mit dem Wein zu thun. Die Erfüllung Deines Wunsches hängt von Dir ab. Erfülle meinen, erfülle ich Deinen." .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nach einiger Zeit verkündete Emsalifer strahlenden Angesichts dem eigensinnigen Alten, daß sein Wunsch demnächst in Erfüllung gehen würde.

Sekki Bej verlor vor Freude fast den Verstand. Stracks lief er auf den Sklavenmarkt und kaufte zur Bedienung seiner zukünftigen Frau, der Mutter seines Sohnes, eine schwarze Sklavin, welche er Hoschkadem (Glücksschritt) benannte, außerdem eine Schnur der schönsten erbsengroßen echten Perlen. Ein wahrhaft königliches Geschenk. Schließlich würde er doch glücklich werden. Da sollten seine Aleppiner Frauen Augen machen und sehen, wie er den Verdienst belohne.

Aber trotz der schönen Geschenke schmollte Emsalifer. Was machte sie sich aus all den Geschenken. Der Alte könnte jeden Augenblick die Reise ins Jenseits antreten und seine legitimen Frauen ihr alles abnehmen, ja, sie sogar wieder verkaufen.

„Wie," sagte ihm Emsalifer, „Deinen Wunsch habe ich Dir erfüllt und soll auf die Erfüllung des meinigen vergebens warten?"

Doch Sekki, der Schlaukopf, wollte sich auf nichts einlassen, bevor er seinen Erben lebendig vor sich sähe.

Was blieb der Odaliske übrig, als einstweilen die Perlen und die Sklavin als vorläufige Ab-

schlagszahlung hinzunehmen? Beide bedeuteten ein ziemliches Kapital, aber sie hätte es doch viel lieber gesehen, wenn sie als rechtmäßige Frau nach Aleppo gekommen wäre. Das Schlaraffenleben bei ihrem jetzigen Herrn gefiel ihr außerordentlich, um so weniger der Gedanke an ihre zukünftigen Nebenbuhlerinnen; wer stand ihr dafür ein, daß sie nicht drüben die Macht über ihren Alten einbüßte und eines schönen Tages an einen andern Herrn verhandelt würde, wo es ihr möglicherweise so schlecht ergehen könnte, wie einer anderen Georgierin, welche sie bei Sidi Ahmed dem Sklavenhändler gesehen, und von der sie haarsträubende Geschichten über die ihr seitens eifersüchtiger Herrinnen widerfahrenen Mißhandlungen gehört hatte.

Für ihre mißlungenen Stürme auf die Hartnäckigkeit Sekkis suchte und fand sie Trost bei ihrem Schiraswein; Trost und Schlaf, und im Schlaf Vergessen ihrer sehnsüchtigen Wünsche.

II.

Mittlerweile nahte der Tag der Abreise heran, und Sekki Bej sah sich nach Reisegefährten um. Wer je in Syrien gereist ist, weiß, daß es dort nicht angängig ist, allein zu reisen; die Unsicherheit ist zu groß und zu viele Wegelagerer trachten in der

Wüste nach der Habe des Wanderers. Der Reisegefährte war bald gefunden in der Person eines neugebackenen Zolleinnehmers, Abdullatif Bej, welcher sich auf seinen Posten nach Aleppo begeben sollte. Da man bald einig wurde, die Reise gemeinsam zu machen, fing man an, miteinander näher bekannt zu werden, und Sekki äußerte zutraulich:

„Harem mit Harem, Du mit mir, so reisen wir".

Der Zolleinnehmer ward verlegen und entgegnete kleinlaut:

„Ja, meine Familie (d. h. „meine Frau" — da es der Türke für unanständig hält, sich einem Fremden gegenüber dieses Ausdrucks zu bedienen und deshalb zu einem umschreibenden Worte greift) fürchtet sich vor dem Aleppo-Abceß und will nicht mit".

„Warum nicht gar! Sie braucht ja nur, so wie sie des Kastells von Aleppo ansichtig wird, den rechten Fuß auszustrecken, so ist sie dagegen gefeit".

„Auch scheut sie die Strapazen der Reise . . . . ."

„Unsinn! Sage lieber, sie will nicht — aber Freund desto besser für Dich, wenn Du klug bist und meinem Rate folgst . . . .; — freilich, wenn er schlecht ausfällt, so wirst Du sagen, er kam von dem Teufel in Menschengestalt Sekkis, wenn er aber gut war, so

wirst Du nicht mir dankbar sein, sondern sagen, der Rat kam von Gott. . . .“

„Immerhin, laß Deinen Rat hören“.

„Nun so höre“, fuhr Sekki vertraulicher werdend fort, „ich habe mir ein Prachtstück von Georgierin gekauft, bis zur Stunde ist mir der Kauf nicht leid geworden — im Gegenteil, ich habe sogar alle Aussicht, von ihr mit einem Erben beschenkt zu werden. Wie wäre es, wenn Du ihre Gefährtin kauftest? Auch Georgierin, und die wird überglücklich sein, in den Besitz eines Mannes überzugehen, da sie vom andern Geschlecht sehr viel zu leiden gehabt hat“.

„Schön, wie aber, wenn meine Familie davon hört?“

„A bah! Aleppo ist weit. Meere liegen zwischen Syrien und Stambul. Willst Du, so kaufe ich sie für Dich und beherberge sie bei mir, bis wir auf das Dampfschiff kommen“.

Zolleinnehmer Bej konnte seine Augen vor den lockenden Vorteilen dieses Arrangements unmöglich verschließen. Er bat sich bis zum Abend Bedenkzeit aus, um noch einmal bei „seiner Familie“ den Versuch zu machen, ob sie mit ihm gehen wollte. Er versprach sich nicht viel Erfolg davon — und die Wahrheit zu sagen, wünschte er ihn mit einemmale garnicht mehr; die Einflüsterungen seines neuen Freundes wirkten schon.

Abdullatif Bej war wegen seines sanftmütigen Charakters bekannt, und daher hatten ihn vor nunmehr zehn Jahren die schwer reichen Eltern Silvet Hanums als wünschenswerten Ehegatten für ihre einzige verzogene herrschsüchtige Tochter auserkoren. Er hatte eine nach Stambuler Begriffen und Verhältnissen leidliche Efendierziehung genossen, dazu kam ein sehr hübsches Äußere; diese Eigenschaften ließen die Eltern Silvets über seine Armut hinwegsehen. So wurde er Silvets Mann und geriet, wie vorauszusehen und wohl auch erwartet war, unter den Pantoffel, den Silvet Hanum in dem Bewußtsein, daß er seine fetten Sinekuren und seinen Wohlstand ihr verdankte, mit unbarmherziger Energie handhabte. Sämtliche Sklavinnen Silvets hatten aufgeatmet, als sie einen andern Sündenbock bekam. Der arme Zolleinnehmer Bej hatte nun passende Gelegenheit, sich an der Wahrheit des Micheletschen Ausspruchs: „Si vous voulez vous ruiner, épousez une femme riche“ zu überzeugen, und es gab Momente, wo er sich in all seinem Reichtum ärmer als früher vorkam, wo ihm der Anblick seiner zerrissenen Schuhe Thränen auspreßte, weil er nicht wußte, wie er sie erneuern sollte. Doch wie man sich an alles gewöhnen kann, so gewöhnte er sich sogar an seine launische Frau und fand es ganz in der

Ordnung, daß er in seinen vier Wänden lediglich als Nebenfigur, als Automat behandelt wurde. So kam es denn, daß er, wie manche Sklaven den Gewinn der Freiheit nicht zu schätzen wissen, sich in ihr unglücklich fühlen, ganz im Ernste betäubt und sorgenvoll war, als seine Herrin sich weigerte, seinetwegen Konstantinopel, ihre liebe Vaterstadt, mit ihren Busenfreundinnen, Bazars und Wasser- und Wagenfahrten nach den Süßenwassern zu verlassen und ihm in die halbe Verbannung nach Aleppo zu folgen. Erst Sekki Bejs frivole Reden brachten ihn auf andere Gedanken, und als auf eine erneuerte Anfrage seine treue Gattin bei ihrem Entschluß blieb, ihn allein reisen zu lassen, gab er sich kaum Mühe, eine Betrübnis zu heucheln, die er bei den von Sekki Bej eröffneten verführerischen Aussichten wirklich nicht mehr empfand. Thatendurst ergriff ihn, und seine Gedanken weilten nur noch bei dem Sklavenhändler Sidi Achmed.

Eine schlaflose Nacht reifte seine Entschlüsse zur That. Ja, er verspürte Lust, das Schicksal herauszufordern, dem drohenden Verluste seiner Sinekure, seiner Habe, ja, sogar dem Zorne Silvets zu trotzen und frei und lustig zu leben.

Er schritt sofort zur Ausführung und begann damit, seiner Ehehälfte zu erzählen, daß er die

Reisekosten erst in Aleppo einziehen würde, obschon er sie bereits eingesäckelt hatte. Hätte sie dies gewußt — dann Ade! schöne Georgierin. Denn es gehörte zu den erprobten Herrscherprinzipien Silvets, ihren Mann möglichst knapp im Finanzpunkte zu halten, damit er nicht in Versuchung geriete, über die Vorschrift des Korans nachzudenken, welche dem Manne so viel Frauen gestattet, als er ernähren kann.

Mit diesem Gelde begab der Zolleinnehmer Bej sich hoch klopfenden Herzens in die Behausung Sidi Achmeds, aber er ängstigte sich ohne Grund. Silvet Hanum hätte ihr „Schaf" nie für fähig gehalten, ihr einen derartigen Kummer zu bereiten.

„Kamr" — der Mond, so hieß die Georgierin — wurde angekauft 'und ohne Unfall in das Haus Sekki Bejs gebracht.

Groß war die Freude Emsalifers, als sie wieder mit ihrer Landsmännin vereinigt und des Erzählens und Fragens war kein Ende. Natürlich bildeten ihre glücklichen Besitzer das Hauptthema der Unterhaltung.

„Wie gefällt Dir Dein neuer Herr?" fragte Emsalifer.

„Ich habe bis jetzt wenig von ihm gesehen, er warf nur einen flüchtigen Blick auf mich, — garnicht

wie andere Käufer. Er schien genug zu haben, als Sidi Achmed ihm gezeigt, daß ich keine Plattfüße habe, (die als unglückbringend gelten) und kam mir mit seinem furchtsamen, verstohlenen Wesen wie ein Dieb vor. Der Handel wurde „paldir küldir“ (über Hals und Kopf) abgemacht. Er machte nur einen armseligen Eindruck auf mich. Nun, desto besser: so wird er mir nicht viel thun, aber ich . . . . doch sprich nur von dem Deinigen."

Emsalifer berichtete ihr, unter vielen spöttischen Seitenhieben auf Sekki, von seiner Schrulle, wie die ihrem Glücke im Wege stände, sie aber schon Mittel und Wege finden würde, zu „ihrem" Wunsche zu kommen, wenn er auch nicht zu „seinem" käme. „Aber warum sich unnütz Grillen wegen der Zukunft machen," schloß sie. „Kommt's gut, desto besser, wo nicht, so ist noch immer Zeit, sich zu grämen."

Nicht ganz so unbekümmert blickte die ernst angelegte Kamr in die Zukunft; erst der berauschende Wein, den ihr Emsalifer mit freigebiger Hand kredenzte, schläferte ihre Sorgen ein. —

III.

Zolleinnehmer Bej wagte erst freier aufzuatmen, als die „Kambodge", der schöne große Dampfer der „Messageries maritimes“, auf dem er sich in den

nächsten Tagen mit Sekki Bej und den beiden Sklavinnen einschiffte, in Bewegung setzte — ja eigentlich erst, als die sieben Türme am Horizont verschwunden waren. Und auch jetzt wagte er, auf den mit Zeltstoff umfriedigten Raum, welcher die Harems barg, erst dann seine lüsternen Blicke zu richten, nachdem er sich durch sorgfältige Umschau überzeugt, daß das tückische Schicksal ihm kein Bein gestellt und Bekannte zu Begleitern und Verrätern zugesellt habe. An Bord des Dampfers durfte er sich seiner Kamr nicht anders als oberflächlich nähern, und so blieb ihm keine der Peripetien, welche dem Kosten verbotener Früchte vorangehen, erspart, weder das Zittern der Furcht noch das Beben der Ungeduld.

Aber auch welch ein Festtag, als sie endlich in Alexandrette, wo der arme Teufel seine Verbindung mit der holden Kamr feiern konnte, ankamen. Als einziges Orchester besorgte die Katzenbevölkerung der Nachbarschaft die hochzeitliche Musik.

„Sie verstehn des Busens Sehnen,
Kennen Liebesschmerz."

In Aleppo konnte Abdullatif Bej sich zum ersten Male in seinem Leben, so weit er sich erinnerte, glücklich fühlen. Hatte Silvet Hanum wohl jemals Rücksicht auf seine geringfügigsten Wünsche genommen? Welcher Unterschied! Kamr las ihm die „unausge-

sprochenen Wünsche“ von den Augen, von dem Munde ab. Sein Herz strömte von Dank über und segnete den guten Freund Sekki, dem er dies ganze Glück verdankte. Wahrlich, dies war nicht der Teufel gewesen, welcher Sekki inspiriert hatte, ihm diesen Rat zu geben.

Aus dankbarem Herzen für Kamrs Liebe erlaubte er ihr, sich für seine legitime Frau auszugeben, und so wurden ihr alle seinem Range zukommenden Ehrenbezeigungen seitens der Provinzialinnen zu teil. Nur eins nahm letztere wunder: hatte man nicht in Stambul von der Hanum des Zolleinnehmers immer als von einer ebenso häßlichen wie stolzen und herrschsüchtigen Frau gesprochen? Und wie ganz anders war sie! Wie hübsch und wie wenig anspruchsvoll! Sie ließ sich nicht einmal von den im Range niedriger stehenden Hanums die Hände, geschweige denn den Rocksaum küssen. Was für böse Zungen es doch giebt. Auf den Gedanken, daß Zolleinnehmer Bej hätte dasselbe thun können, wie so viele andere Muselmänner, verfiel keine einzige.

Dieser aber schrieb als guter Ehemann zärtliche Briefe an seine bessere Hälfte, in welchen er nicht unterließ, ihr für die kräftige Wirkung ihrer Gebete, die sie fünfmal täglich für sein Wohl zu verrichten beim Abschiede versprochen hatte, zu danken, ihnen

sei es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß er sich trotz des mörderischen Klimas von Aleppo und der Trennung von ihr der besten Gesundheit erfreue. Jetzt sehe er auch ein, wie recht sie gehabt, ihn nicht zu begleiten, da sämtliche Gattinnen seiner Freunde von dem bösen Abceß Aleppos auf das ärgste entstellt wären.

Man muß Abdullatif Bej die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Trennung von seinem Quälgeiste mit seltener Fassung trug und mit Erfolg bemüht war, ihrer nicht anders, als an den Posttagen zu gedenken. Nur in seinen Träumen stand sie häufig vor ihm und forderte wutschnaubend Rechenschaft über sein Thun und Lassen. „Welch ein Alp bedrückte Dich denn so?" fragte dann die besorgte Kamr, wenn er im Schweiß gebadet erwachte.

„O, mein Lämmchen, der Traum war schrecklich; mir träumte, meine Frau aus Konstantinopel war angekommen und entriß mich Dir aus den Armen."

„Aber wie könnte sie mich Dir nehmen? Ich gehöre ja doch Dir."

„Ach! elmasim! (mein Diamant) Du kennst meine Frau nicht!"

„Nein, und habe, nach der Angst, die sie Dir im Traume einjagt, gar keine Lust, ihre Bekanntschaft

zu machen. Doch sage mal, sollte sie vielleicht kommen und mich von Dir zu trennen suchen, was würde da mein Schicksal sein?"

„Bitte um Gotteswillen, mein Täubchen, schweige, daß der Teufel nicht Deine Worte hört. Was sind wir armen Menschen, daß wir uns unterfangen können, das Schicksal bestimmen zu wollen. Es ist mit eisernem Stift von unserer Geburt an in unserm Schädel eingegraben und wir sind ihm unerbittlich verfallen. Nicht wir lenken das Schicksal, sondern das Schicksal lenkt uns. Uns bleibt nur die Hoffnung, daß schreckliche Katastrophen, wie z. B. die, daß meine Frau herkommen sollte, nicht in unserm Schädel eingegraben sind."

Solche Äußerungen beunruhigten Kamr auf's höchste, zumal ihr ein frohes Ereignis bevorstand, welches sie noch mehr an ihren Herrn fesselte.

Emsalifer, welche sie oft sah und der sie klagte, wie sie wegen seines zaghaften Charakters für ihre und ihres Kindes Zukunft nicht ohne Besorgnis wäre, verstand es mit ihrem heitern sorglosen Wesen, die Grillen der melancholischen Freundin zu verscheuchen.

„Sieh mich an," sagte sie einmal, „wie es mir geht? Ich muß unter einer Herde von legitimen, illegitimen Frauen und Negerinnen hausen, dabei

gelingt es mir nicht mehr, den alten Eselskopf falsche Hoffnungen auf Erfüllung seiner Wünsche glauben zu machen. Nur noch einmal gelang es mir, hier und da habe ich wenigstens so viel erreicht, daß er mir meine Freiheit schenkte, damit mich wenigstens seine Frauen nicht verkaufen können, falls er ins Land der Ewigkeit wandert. Mit dem Heiraten wird's aber wohl nichts werden, da der verdrehte Starrkopf den Hochzeitsmarsch nur unter der Bedingung antreten will, daß er von dem Schreien seines Erben begleitet wird. Da können er und ich lange warten. Na, einstweilen habe ich meinen Freiheitsbrief. Die Frau meines Herrn riet mir, ihn ihr zur Aufbewahrung zu geben, aber wo denkt sie hin; davor werde ich mich wohl hüten; sie würde ihn ganz gewiß zerreißen und mich, wenn mein Herr stirbt, verkaufen. So habe ich ihn in ein Stück Leder genäht und trage ihn wie ein Amulet auf der Brust. Für das Übrige lasse ich Gott sorgen."

Aber die weniger optimistisch angelegte Kamr konnte sich durchaus nicht aufheitern lassen und vergoß bittere Thränen.

„So weine doch nicht! Ich möchte nur wissen, was Dir die vergossenen Thränen nützen. Doch rein garnichts. Komm, rufen wir die Weinflasche zur Hülfe, sie wird die schwarzen Schmetterlinge sieg-

reicher verjagen, als ich es konnte; Dir Vergessenheit aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Leiden des Lebens bringen; wie durch Zauberei verschwinden Kummer und Sorgen und man bekommt Lust zu tanzen und zu springen."

„Ja, ich glaube Dir wohl, aber Weintrinken ist doch eine zu große Sünde."

„I, wo, Sünde! Ein Universalmittel gegen Kummer ist's, außerdem sagt Sekki Bej, daß im Koran geschrieben steht, man dürfe Wein trinken, allerdings nur so viel, daß man beim Beten sich dessen, was man sagt, bewußt bliebe."

Kamr schüttelte bedenklich den Kopf ob der laxen Ideen Emsalifers; sie war koranfest und wandte ein: „Meine schöne Freundin, so steht zwar im Koran, aber in einer älteren Sure (Vers), später hat unser Prophet das Weintrinken ganz verboten. Weißt Du die Geschichte nicht?"

„Nein."

„Also höre. Er war bei einer Gasterei, deren Teilnehmer vergnügt und froh eine knusperig braun gebratene Kamelkeule verzehrten und dazu süßen roten Wein tranken. Als sie beim Nachtisch waren, that der Wein seine Wirkung. Anstatt zu lachen, zu tanzen und zu singen, zankte man sich, und die Gemüter waren so erhitzt, daß einer der Streitenden

den abgenagten Knochen der Keule einem andern an den Kopf warf, so daß ihm der Schädel gespalten wurde. Fortan untersagte der Prophet den Genuß aller gegohrenen Getränke ohne Ausnahme."

„Nun meinetwegen, ich trinke dennoch; die Handlungen, welche man im Bewußtsein, daß sie sündhaft sind, begeht, werden ja vergeben und Gott ist barmherzig und verzeihend."

„Du mußt wissen, was Du thust, jeder Mensch steigt in sein eigenes Grab; nur behalte, bitte, Deine Ratschläge für Dich, damit es nicht auch von Dir heiße: des Menschen Teufel ist der Mensch."

Emsalifer zuckte die Achseln über die Thorheit ihrer Freundin, welche sich des so nahe liegenden Mittels zur Verscheuchung ihrer Grillen nicht bedienen wollte, und unmutig über die Verwerfung ihres Ratschlages kürzte sie ihren Besuch ab; ein Vorwand war leicht gefunden: es war Sonntag und sie hatten große Wäsche im Hause. Die Türken waschen nämlich mit Vorliebe am Sonntag, um damit gleichsam einen stillen Protest gegen die Sonntagsfeier der Christen einzulegen. Am Sonnabend waschen sie nie — aus zwei Gründen, erstens ist es der gewöhnliche Wasch- und Scheuertag für die Christen, und zweitens wird am Sonnabend die Hölle von den Sebanis (Hölleheizern) gewaschen und

gescheuert; wer aber möchte mit Christen und Höllendienern Chorus machen?

Nachdem Emsalifer, zu Hause angelangt, ihren Verdruß auf gewohnte Weise ertränkt, spielte sie Abends ihren Hausgenossinnen Komödie vor. Niemand verstand es besser als sie, „Die schwarze Halime" nachzumachen.

Halime, die schwarze Köchin, hockt in ihrem Kämmerlein auf der Erde und versucht mit der rechten Hand die widerspänstigen krausen Haare, die aus den, gleich Stricken fest gedrehten, Flechten herausgekommen sind, zu glätten, während sie in der Linken den Spiegel hält, in dem sie sich unter zahllosen Grimassen besieht. Da ertönt die Stimme der Herrin:

„Halime! Halime!"

Halime antwortet nicht und rührt sich nicht vom Fleck, bis eine andere Sklavin zu ihr sagt: „Halime, die Herrin ruft Dich."

Halime springt auf, wirft den Spiegel von sich und ruft mit abwehrender Gebärde: „La wallah! la wallah!" (Bei Gott, nein! Bei Gott, nein!)

Ruhig geworden, hockt sie wieder nieder und beginnt abermals sich zu spiegeln und das rebellische Kraushaar zu glätten. Diesmal ertönt die Stimme ihres Herrn:

„Halime! Halime!"

Nun springt die Schwarze wie elektrisiert auf, schaut noch einmal schnell in den Spiegel, wirft ihn dann von sich und ruft mit der ganzen Kraft ihrer Lungen: „Evallah! Evallah!" (Bei Gott ja! Bei Gott ja!) Unterdessen tritt die Herrin herein und fährt der säumigen Sklavin ergrimmt in die Haare, prallt aber unter lauten Wehrufen entsetzt zurück, da die schwarze Halime den Trick angewandt, sich in ihren Krauskopf viele Stecknadeln verkehrt, mit den Köpfen nach unten und den Spitzen nach oben eingesteckt hatte.—

Diese geistlose Hanswurstiade spielte sie zum Ergötzen und unter dem nie erlöschenden Interesse sämtlicher Weiber fast jeden Abend. Dann pflegte sie die Kleider ihres Herrn anzulegen und den faulen freßgierigen Abdullah zu spielen.

„Abdullah, abbi djerra" („Abdullah, fülle den Wasserkrug").

„Ma bigder" („Ich kann nicht").

„Abdullah, nakki rus" („Abdullah, reinige den Reis").

„Ma bi tus" („Ich kann nicht sehen").

„Abdullah, gum, kul" („Abdullah, stehe auf und iß").

„Jalla" („Mit Gott"), ruft Abdullah, springt auf und verschlingt alles, was vor ihm steht.

Durch diese und ähnliche Scherze, durch heitere Sorglosigkeit und unverwüstlichen Frohsinn hatte Emsalifer es verstanden, die Sympathien ihrer Herrinnen und Untergebenen zu gewinnen und ihr Leben vergnüglich zu gestalten, während die arme grübelnde Kamr, von Sorge und Angst um die Zukunft gequält, fast keinen frohen Tag verbrachte.

Waren es die kommenden Ereignisse, welche ihre dunklen Schatten vorauswarfen?

IV.

Als seiner Zeit der Zolleinnehmer Bej von Konstantinopel weggereist war, befragte Silvet Hanum die Diener, welche ihn an Bord begleitet hatten, ob ihr scheidender Ehemann ein recht trauriges Gesicht gemacht habe. Obgleich die Diener nichts derartiges bemerkt, und es ihnen keineswegs entgangen war, daß der Pantoffelheld sich einen halben Tag früher als nötig an Bord begeben, antworteten sie doch einhellig: „Sehr traurig ist's mit ihm; er weinte, und die Thränen rannen ihm in den Bart hinein."

Fortan fühlte sich Silvet Hanum von sehr unbequemen Gewissensbissen beschwert. Um diese zu beschwichtigen, lief sie zu allen Hodschas (Schriftgelehrten) und erkundigte sich, ob sie unrecht gethan,

daß sie ihrem Manne nicht in die Fremde gefolgt sei. Der Bescheid lautete wenig tröstlich: „Des Eheherrn Wünsche zu erfüllen ist Pflicht der Frau, thut sie es nicht, so begeht sie eine Sünde. Wenn er gewünscht hat, daß Du mitreistest, so hast Du durch Dein Zurückbleiben eine Sünde begangen; und Du darfst Dich nicht beklagen, wenn er sich nun eine zweite Frau nimmt."

„Ach, Hodscha Efendi; mein Mann ist ein viel zu gutes Schaf: so etwas zu thun, fällt ihm im Traume nicht ein. Ich fürchte nur, daß er im fernen Lande sterben könnte, und ich mir dann Vorwürfe machen müßte, ihm nicht nachgefolgt zu sein."

„Nun, dem ist ja abzuhelfen, meine Tochter, reise ihm nach und mache dadurch Deine Sünde wieder gut."

Aber daran war ja nicht zu denken. Sollte Silvet des alten Dischlenk wegen Konstantinopel verlassen? („Dischlenk" d. i. „der Zahnlose", so nannte ihn seine Ehefrau mit Vorliebe, seit der Zolleinnehmer einst an einem Ramasantage beschloß, das strenge Fastengebot zu brechen und heimlicherweise nach Pera in eine fränkische Lokanda schlich. Obgleich nicht gewohnt mit Gabeln zu essen und der Sündhaftigkeit einer solchen Handlung wohl bewußt, sintemalen Gott dem Menschen zu diesem Zwecke vor-

sorglich die Finger mit auf den Lebensweg gegeben, versuchte er doch, um nicht bei den übrigen Gästen Anstoß zu erregen, sich dieses gefährlichen Instrumentes zu bedienen. Aber die Strafe Gottes folgte auf dem Fuße nach. Mit einemmale fuhr ihm eine der eisernen Zinken zwischen zwei Vorderzähne und brach sie ihm beide ab).

Außerdem war ihr gutherziger treuer Mann auch so liebevoll um die Erhaltung ihrer „Schönheit" besorgt, daß er ihr in allen seinen Briefen die schwärzesten Schilderungen von den Verheerungen machte, welche das Aleppo-Geschwür in den Gesichtern der Haremsdamen anrichtete. Nein, hinreisen wollte sie um keinen Preis, wohl aber verwandte sie sich, um ihr Gewissen zu beruhigen, bei ihren vielen vornehmen Bekannten, um ihrem Dischlenk einen andern Posten in Stambul zu verschaffen. Merkwürdigerweise erwiderte der wackere Zolleinnehmer auf Anerbietungen, die ihm infolge dessen gemacht wurden, mit der Bitte, ihn auf seinem Posten zu belassen, da es ihm gut gehe, er sich wohl fühle u. s. w. Das kam natürlich Silvet Hanum zu Ohren, sie war froh, daß ihr Alter sich dort nicht dem Tode nahe fühlte, und gratulierte sich zu dem Entschlusse, ihm trotz aller Gewissensbisse nicht in das Elend des Provinz-Aufenthaltes gefolgt zu sein.

Aber den Teufel mußte das fröhliche Dasein des Zolleinnehmers verdrießen, und er beschloß, ihm ein Bein zu stellen. Er brauchte nicht lange darüber nachzudenken, selbst für einen dummen Teufel wäre die Aufgabe sehr leicht gewesen.

Ein Harem, der von den Antecedentien Zolleinnehmer Bejs nichts wußte, kam von Aleppo nach Stambul zurück und erhielt alsbald den Besuch Silvets. „Hast Du den Zolleinnehmer gesehen? Wie geht es ihm? Hat ihn das Aleppo-Geschwür entstellt?"

„Ach, Du bist gewiß seine Validé (Mutter)? Nun es freut mich, daß ich Dir angenehme Nachrichten mitteilen kann. Du hast Aussicht, nächstens Großmutter zu werden."

„Wie? Großmutter! Du irrst Dich wohl?"

„Wie sollte ich mich irren? War ich doch täglicher Gast bei Deiner Schwiegertochter." Und sie beschrieb das Aussehen des Zolleinnehmer Bejs; alles stimmte, — aber halt! Ein Kennzeichen hatte Pembé Hanum, so hieß die geschwätzige Dame, noch nicht erwähnt. Nach diesem letzten rettenden Strohhalm griff Silvet:

„Hat er alle Zähne — der Zolleinnehmer, den Du gesehen hast?"

„Nein; ihm fehlten zwei Vorderzähne, die er, wie er meinem Manne erzählte, unvorsichtigerweise —"

Betroffen hielt Pembé Hanum inne, als sie sah,

daß ihre Besucherin, ohne nur Allaha ismarladik (Gott befohlen!) zu sagen, ihre Kleider aufschürzte, den Feredsche umwarf, und unter dem Rufe: „ewim jikildi" („Mein Haus ist eingestürzt!") aus dem Zimmer eilte.

V.

Zolleinnehmer Bej schlief den Schlaf der Gerechten, als er von donnerähnlichem Klopfen an die Haremsthür aufgeschreckt wurde. Bevor er Zeit hatte, sich zu besinnen und zu fragen, wer der dreiste Klopfer wäre, stand, unerwartet wie das jüngste Gericht, Silvet Hanum im Rahmen der Thür.

Eiskalt lief es dem Zolleinnehmer über den Rücken, und seine trockenen Lippen brachten kein Wort des Willkommens heraus. Mit zorniger Gebärde wies Silvet auf Kamr:

„Wer ist die da?"

„Deine Sklavin."

„Danke sehr. Ist es meine Sklavin, so verkaufe ich sie; noch ehe ich mich hinsetze, soll der Diener zum Sklavenhändler gehen."

„Beruhige Dich nur erst! Wir wollen später weiter über diese Angelegenheit reden."

„Nein, nein; erst machen wir diese Angelegenheit ab; nachher reden wir weiter." Sie wandte sich an

die schreckensbleiche Kamr: „Du Mädchen, packe augenblicklich Deine Lumpen zusammen. Beeile Dich, sonst reiße ich Dir die Augen aus dem Kopfe. Geschwind, tummle Dich!“

Kamr sah hülfesuchend ihren Herrn an — der aber saß noch immer im Bette und schaute unverwandt die gedruckten Blumen der Steppdecke an.

Kamr gedachte der im Orient allgemein verbreiteten Ansicht, daß die Frau den Mann zu allem willfährig machen kann, wenn sie ihm Eselsgehirn zu essen giebt. Wehe! Die Frau muß meinem Herrn Eselsgehirn vorgesetzt haben, also daß er thun muß, was sie will, und sich vor ihr fürchtet. Da muß ich weichen, wenn ich nicht noch Ärgeres über mich ergehen lassen will.

Eine halbe Stunde darauf verließ Kamr in Begleitung des Sklavenhändlers das Haus, worin sie so lange als Herrin gewaltet. Über die Vorgänge im Harem nach ihrer Entfernung wollen wir mitleidig einen Schleier werfen.

— — — — — — — — — — — — — —

Wieder war eine Stunde verflossen und gedrückt wie ein geprügelter Pudel schlich Zolleinnehmer Bej in sein Selamlik, wohin seine bessere Hälfte ihm nicht folgen konnte. Tief aufseufzend gedachte er

der entschwundenen glücklichen Tage, und dann erwog er im Geiste, was er noch für Kamr thun könnte.

Es war nicht viel — aber das wenige wollte er doch thun; er ließ einen der untergeordneten Zollbeamten kommen, den er unverheiratet wußte, und begann folgendes schwerwiegende Gespräch mit ihm:

„Bist Du verheiratet?"

„Nein, Effendim."

„Gut, ich schenke Dir eine Frau."

Neugierig blickte der Subalterne auf.

Geh hin zum Sklavenhändler, Hadji Bekir, und hole sie Dir ab. Nur — möge Blei in die Ohren des Teufels laufen — sage ihr nicht, daß ich sie Dir schenke, und lasse es keinen andern hören, damit es nicht zu den Ohren der Meinigen gelange, — Du verstehst mich wohl?"

„Bei meinem Haupte —".

„Doch wünsche ich, daß Du Kamr heiratest, da ich ihr wohl will. Es wird Dir bei mir angerechnet werden."

Mit freudiger Überraschung vernahm der Beamte, welche glänzenden Aussichten sich ihm eröffneten. Nachdem er den Zipfel des langhaarigen Fuchspelzes seines neugebackenen Gönners strahlenden Antlitzes geküßt, eilte er spornstreichs zu dem Sklavenhändler Hadji Bekir und holte sich seine Kamr ab. Diese

weinte heiße Thränen, als sie ihr neues, von dem jüngst verlassenen, so gänzlich verschiedenes Heim erblickte. Ein verbleichtes Kattunsopha, eine abgetretene Matte, ein irdenes Kohlenbecken, einige armselige Matratzen, das war die ganze Ausstattung ihrer neuen Wohnung. O Zolleinnehmer Bej, warum mußtest Du auch Eselsgehirn essen!

Nachmittags schickte sie zu ihrer Freundin Emsalifer, bei der immer Lustigen hoffte sie Trost in ihren Leiden zu finden, aber diesmal nicht. Sekki Bej lag krank danieder und Emsalifer konnte nicht lustig sein, wo das Schicksal ihrer Freundin möglicherweise das ihrige zu werden vermochte.

Als sie wieder nach Hause kam, fiel es ihrem Herrn auf, daß sie nicht wie sonst versuchte, ihm mit munterem Geplauder die Zeit zu vertreiben.

„Was ist Dir, mein Hühnchen?"

„Ach, was sollte mir sein? Wir armen Sklavinnen! Das ist nun unser Loos! Heute sind wir Hanums, wohnen in schönen Häusern, tragen prachtvolle Kleider, und morgen müssen wir in eine elende Baracke ziehen, da man es nicht der Mühe wert hält, uns zur Frau zu erheben."

Emsalifer schluchzte laut. Sekki Bej, der wegen seines unerträglichen Charakters — Folgen seiner Krankheit — von seinen legitimen Frauen arg ver-

nachlässigt und von den Sklavinnen wie die Pest gemieden wurde, that alles Mögliche, um seine einzige Pflegerin zu beruhigen. Aber alles war umsonst. Emsalifer schluchzte herzbrechend weiter.

„Du, Emsalifer, sei ruhig, pflege mich gut, daß ich gesund werde, sowie ich aufstehe, bei Gott und dem Propheten — Gott erhöhe seinen Glanz — wirst Du meine „nikiahli“ (legitime Frau).“

Das half. Sekki Bej hatte seinen Entschluß nicht zu bereuen. Emsalifer pflegte ihn Tag und Nacht. Sie verließ ihn nur, um eifrig fünfmal des Tages den Gebetsteppich herauszuholen und inbrünstigst für das Wohl ihres Herrn zu bitten.

„Großer Gott,“ bat sie, „laß' ihn nur dies eine Mal noch wieder gesunden. Später thue, was Du willst.“

Entschieden hatten beide Freundinnen kein Glück. Trotz Emsalifers fleißigen Betens und guter Pflege wurde Sekki Bej ins Land der Ewigkeit abberufen, bevor er Emsalifers Wunsch erfüllen konnte.

Das Erste, was Emsalifer nach der Katastrophe that, war, ihren Gebetsteppich in eine Ecke zu schleudern und wieder einen herzhaften Schluck Wein zu sich zu nehmen. Dann überdachte sie, was sie zunächst thun müsse, um sich und das Wenige, was sie ihr eigen nannte, vor den habsüchtigen Frauen Sekkis

in Sicherheit zu bringen. Außer der Schnur echter Perlen besaß sie noch eine Menge Schmuckgegenstände, welche ihr Herr ihr jedesmal, wenn sie ihm um Erfüllung „ihres" Wunsches zu stark zusetzte, zur Beschwichtigung schenkte. Dann hatte sie kraft des Freibriefes das Verfügungsrecht über sich selbst und ihre schwarze Sklavin Hosch-kadem (Glücks-Schritt).

Während nun jedermann beschäftigt war, den Toten für seine Reise auszustatten, packte Emsalifer ihre Sachen zusammen und verließ mit ihrer Sklavin durch eine Hinterthür das Haus. Sie suchte und fand Zuflucht bei Kamr. Doch ließen die geldgierigen Frauen Sekkis sie nicht ungeschoren und hatte Emsalifer schweren Stand, aus dem Schiffbruche zu retten, was ihr zukam; es kostete ihr mehrere Perlen, aber es gelang ihr, sich vor den ausgestreckten Krallen zu retten, und die Frauen Sekkis mußten sich zurückziehen. Doch was nun? Für's erste war sie ja bei ihrer Freundin gut aufgehoben, da aber die Finanzverhältnisse des Zollbediensteten nicht eben glänzende waren, dieser auch das böse Beispiel der Wein trinkenden Emsalifer für seine Frau fürchtete, machte er sich so bald als möglich auf die Suche nach einem Mann für sie. Eine passende Partie war schnell gefunden. Ein Sohn des Majors Baloglu Achmed Aga. Dieser Baloglu (Honigsohn)

war früher einer der schlimmsten Ochsendiebe in Daghestan gewesen, hatte sich daher vor der unerleuchteten Gerechtigkeitspflege der Russen flüchten müssen, und in Stambul warme Aufnahme, ein Majorspatent und eine Frau gefunden. Allerdings eine bitterböse Xantippe, seiner würdig. Sie hatte zwei erwachsene, zeitweilig verheiratete Söhne; aber keine Schwiegertochter konnte es lange aushalten. Einer der Söhne hatte sich, aus Liebe zu — oder aus Furcht vor — ihr, soeben wieder von seiner Frau scheiden lassen. Dieser Sohn wurde Emsalifers Mann. Sie verlachte alle Warnungen vor der bösen Schwiegermutter und erwiderte verächtlich:

„Ich fürchte mich nicht vor ihr, kratzt sie mir ein Auge aus, kratz' ich ihr beide heraus."

Emsalifer paßte dem Papa Baloglu sehr, da er zu arm war, um für seine Söhne teure Sklavinnen zu kaufen; die Mädchen aus Familien hielten es ja nicht lange in seinem kriegerischen Heim aus. Da Emsalifer weder reklamierende Verwandte hatte, noch Geld kostete, war sie ein willkommener Fund. Die würde schon parieren müssen. Aber es kam anders. Böse Tage brachen für die Schwiegermutter an. Es nützte der letzteren nichts, daß sie von Morgens früh bis Abends spät keifte und zankte. Emsalifer schenkte ihr kein Wort und da sie die Übermacht auf ihrer

Seite hatte, unterlag jene. Emsalifer, die schlaue, hatte es verstanden, sich die Zuneigung Papa Baloglus, mit dem sie gern, zum Entsetzen ihrer Schwiegermutter, ein wenig zechte, und die ihres jungen Mannes, welcher ihr besser gefiel, als ihr früherer Besitzer, zu erobern.

Und wie launisch spielt das Schicksal! Jetzt erfüllte es dem Glückskinde Emsalifer ihren vormals höchsten Wunsch und beschenkte sie mit Zwillingen — zwei gar prächtigen Knaben.

— — — — — — — — — — — —

Einige Jahre sind seitdem verstrichen; Emsalifer, deren Kinder in blühendem Gedeihen heranwuchsen, ist immer dicker, immer lustiger und vergnügter geworden. Alles ging ihr nach Wunsch. Am lustigsten war sie, als ihre Schwiegermutter infolge eines Herzschlags das Zeitliche segnete und sie als unumschränkte Herrscherin in ihrem Miniaturreich waltete. Hoschkadem (Glücksschritt) hat schließlich ihrem Namen Ehre gemacht. Unzertrennlich ist sie von ihrer Herrin; Jahre kommen und vergehen, aber Hoschkadem bleibt der treue Schatten Emsalifers. Selbst als die beiden Söhne von den Blattern heimgesucht wurden, wich sie nicht von deren Seite. Dank ihrer gesunden kräftigen Konstitution überwanden sie siegreich die tückische Krankheit; aber, o weh! nicht so

das Schmerzenskind Kamrs „Schadgös“ (Augenfreude). Arme Kamr! Welche Mühen, welche Entbehrungen hatte sie sich nicht auferlegt, um ihren einzigen Lebenstrost, ihr Söhnchen, zu erziehen. Der Vater hatte sich nicht mehr um ihn bekümmert, als wenn er ein junges Fohlen verschenkt hätte, und sein Stiefvater war viel zu arm, um dem zarten Knaben bessere Pflege angedeihen zu lassen.

Ach das böse Schicksal! Als er sich bei einem Besuche bei seinen kleinen Freunden, den Knaben Emsalifers, den Blatternkeim holte, erlag er, während die andern genasen. Arme Kamr! Thränenlosen Auges kniete Kamr am Abend dieser letzten auf sie hereinbrechenden Katastrophe auf dem Gebetsteppich. Doch, wozu? Um was sollte sie noch beten und bitten. Stumm erhob sie sich und ging ihrer Arbeit nach — wunschlos und automatenhaft, und so blieb's. Ihre Haare ergrauten, ohne daß sie es merkte. Stundenlang konnte sie, die Hände im Schoße, zusehen, wie die Spinnen an den Wänden hinaufkrochen und die Fliegen im Zimmer herumflogen. Seit man ihr Kleinod zur Ruhe gebracht, war alles in ihr und um sie tot. Dabei kam keine Klage über ihre Lippen.

„Sie ist verrückt“, pflegte Emsalifer achselzuckend zu sagen. „Man muß dem Schicksal eine Nase drehen.“

Auf Emsalifer paßte der Ausspruch Goethes:

„Doch das größte Glück im Leben und der reichlichste Gewinn ist ein guter leichter Sinn.“

Zolleinnehmer Bej, welcher so feige die unglückliche Kamr verlassen, erhielt seine wohlverdiente Strafe. Er hatte viel unter dem Grimm seiner holdseligen Ehehälfte zu leiden. Ein einziges Mal raffte sich Zolleinnehmer Bej zu dem Versuche auf, sich der Gewalt Silvets zu entrücken. Heimlicherweise hatte er in Konstantinopel Schritte gethan, um nach Bagdad versetzt zu werden, wo gerade die Pest hauste. Da jedermann von Bagdad floh, gelang es ihm, aber dieser Verzweiflungsschritt sollte nicht das gewünschte Resultat im Gefolge haben.

Zaghaft schlug er seiner Frau vor, in Aleppo zu bleiben.

„Jawohl, das würde Dir passen. Ich werde mit meinen Reisevorbereitungen eher fertig sein als Du. Ich traue Dir nicht. Wie recht hatte unser Prophet — Gott erhöhe seinen Glanz — als er sagte: Traue keinem männlichen Wesen und wäre er nur erst eine Spanne lang.“

„Bedenke doch, die Pest, die Scorpionen und die Schlangen.“

„Die Pest bist Du! Der Scorpion bist Du! Die Schlange bist Du! Spare Deine Rede.“

Wie ein böser Fluch hing Silvet fortan an seinen Fersen. Zolleinnehmer Bej hätte mit Horaz sagen können: „Post equitem sedet atra cura.“

Das wunderbarste war, daß Zolleinnehmer Bej alles, ohne aufzumucken, über sich ergehen ließ, und darob die Spottlust seiner Freunde hervorrief.

„Wie feige von ihm“, sagten sie, „daß er nicht vor den Augen seiner Frau seine Sklavin heiratete. Wir sind ja keine bedauernswerten Europäer, die durch tausend Bande an ‘eine’ Frau gefesselt sind. Wir können doch dank unserm einsichtsvollen glorreichen Propheten unsere Frauen, wenn sie uns nicht passen, wegjagen und andere nehmen, so viel wir nur ernähren können.

„Elhamdulillah“ Gott sei gelobt, daß wir Muselmänner sind!“

Schefika.

I.

Dem türkischen Vorurteile trotzend, welches behauptet, daß es nicht gut sei, wenn eine Frau schreiben könne, weil sie sich durch die erlangte Wissenschaft um so leichter verführen lassen werde, Liebesbriefe zu verfassen, schickte Hassan Aga sein einziges Töchterchen Schefika doch in die Schule. Hier warf sie sich mit dem größten Eifer auf das Lesen des Korans, nicht so sehr aus Frömmigkeit, als von dem weltlicheren Beweggrunde getrieben, so schnell wie möglich ihren Lieblingswunsch, sich an den Liedern Leilas (die Heldin in dem berühmten orientalischen Liebesroman „Leila und Medschnun") satt zu lesen, befriedigen zu können.

Schlug ihre Brust schon höher und wagte sie kaum zu atmen, wenn sie von Andern diese glühenden Liebeslieder singen hörte, welche Freude empfand sie

erst, als sie selber den sinnberückenden Text lesen und singen konnte. War es ihr gelungen, einige neue Modulationen zu ihren Liedern sich einzuüben, dann erwartete sie ungeduldig ihren lieben „Baba“ (Papa), der die Gewohnheit hatte, wenn er abends, den Tschibuck mit dem Jasminrohr und der Bernsteinspitze in der Hand, sich behaglich auf seinen Divan ausstreckte, sein Töchterchen zu rufen und sich von ihrer glockenhellen Stimme etwas vorsingen zu lassen. Zuweilen, wenn ihr Gesang ihn recht erheiterte, und er darüber alle Mühen und Sorgen vergaß, schloß er sie wohl in seine Arme und nannte sie liebevoll „seinen kleinen Kanarienvogel.“ Aber nicht der Vater allein fand Vergnügen an dieser Stimme: Naschid, der Sohn eines armen, in demselben Quartier wohnenden Kaïkdschis (Bootführer), konnte oft stundenlang unter ihren Fenstern auf und ab gehen, um den melodischen Tönen zu lauschen; zwar vermochte er sie nicht zu sehen, das verhinderten die neidischen „Kafés“, (die hölzernen Gitter vor den Fenstern des Harems, welche den Einblick in das Innere verwehren), aber er fühlte sich schon über und über beglückt, wenn er nur dann und wann ihren Schatten vorüberhuschen sah. Doch muß man nicht glauben, daß ihre Bekanntschaft hierauf beschränkt geblieben wäre, vielmehr hatte Naschid Ge-

legenheit, tagtäglich seine Schefika, wann sie zur Schule ging, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, was er auch redlich benutzte, um ihr oft Liebesbriefe zuzustecken, die zwar nicht von ihm selbst geschrieben — denn lesen und schreiben konnte er nicht, weil sein Vater zu arm war, um ihn in die Schule zu schicken — aber dessen ungeachtet verständlich genug waren, um seine Geliebte wissen zu lassen, daß sein Herz ihr gehöre. Und wie, um dem türkischen Vorurteil Recht zu geben, mußten fast die ersten Schriftzüge, die Schefika mit noch ungeschickter Hand malte, dazu dienen, Worte der Liebe an ihren Verehrer zu richten, glühende Worte, die sie größtenteils ihrem romantischen Liederschatz entlehnte.

„Wird das Geschick es mir jemals gönnen, Dich zu heiraten?“ fragte Raschid Schefika, als er sie einst auf ihrem Gange zur Schule allein sah.

„Gott weiß! Doch, ich werde nur Dir angehören, wie Leïla dem Medschnun“, erwiderte sie, indem sie ihn aus ihren seelenvollen Augen innig anblickte.

Mehr sprachen sie nicht und vertrauten Beide ihrem guten Willen und dem „kismet“, (Geschick) zufrieden mit dem stillen unaussprechlichen Glück der Gegenwart und unbekümmert um die Zukunft, die wenig Gutes verhieß. Denn es war doch kaum darauf zu rechnen, daß Hassan Aga, der reiche Kauf-

mann, seine einzige Tochter dem Sohne eines ärmlichen Kaïkdschis geben werde. Aber daran dachten die kleinen Liebenden nicht; ihnen blühten ja noch die ersten frischen Knospen der Liebe, die von Kasten-Unterschieden nichts weiß, die dem Mammon nicht fröhnt, und noch unbekannt mit dem schnöden Mißbrauch, den Ehrgeiz, Stolz, Habsucht und Prunkliebe mit dem Worte Liebe treiben, nicht rechnet und nicht grübelt und alle Hindernisse überwunden wähnt, wenn sie nur die ersehnte Gegenliebe gefunden. Aber das Schicksal weckte Beide mit rauher Hand aus ihrem Traume.

Taub gegen Schefikas Bitten und Flehen verheiratete ihr Vater sie als zwölfjähriges Mädchen an einen Mann, den sie nie gesehen, geschweige denn liebte. Er huldigte der Ansicht des Propheten, welcher gesagt hatte: „djowiss el bint be taman, aleï bil aman“ — „Verheirate das Mädchen im achten Jahre und vertraue auf mich.“

Groß war ihr Schmerz; aber sie suchte und fand Trost in ihren Liedern. Das war etwas, was man ihr doch nicht nehmen konnte. Nur flossen nicht mehr wie früher heitere Lieder über ihre Lippen — damit war es vorbei — jetzt hallten ihre Lieder wieder von unterdrückter Liebe und Sehnsucht, und fast hörbar klang aus jedem Tone die Trauer um ein

verlorenes Glück. Der „Baba" schüttelte nachdenklich den Kopf, wenn sie jetzt seiner Aufforderung, zu singen, nachkam. Ihre Stimme hatte das Vermögen eingebüßt, die Falten von seiner Stirne zu scheuchen.

„Ach Kind", sagte er dann wohl zu ihr, „Du bist nicht mehr mein Kanarienvogel; jetzt gleichst Du den Nachtigallen, die abends im Gebüsch versteckt schlagen."

. . . .

. . . .

Aber was machte der arme Naschid? Aus Verzweiflung über den Verlust Schefikas trat er bei der Musik in die Armee ein. Es war für ihn ein Trost, die Melodien seiner Schefika auf der Flöte nachzuahmen, und anstatt es zu machen wie seine Kameraden, die sich während ihrer freien Stunden in den Caféhäusern oder sonst wo amüsierten, benutzte er diese Zeit, um sich eine immer größere Geschicklichkeit auf seinem Instrumente anzueignen, worauf er es dann in wenigen Monaten so weit brachte, daß seine Lehrer ihm nichts mehr beizubringen wußten.

Die Hoffnung, seine Schefika wiederzusehen, gab er nach vielen, vielen unnützen Gängen auf, denn ihre Wohnung kehrte der Straße den Rücken zu, und ausgehen durfte sie nie; ihr sehr alter Mann überwachte sie wie ein Höllenhund mit eifersüchtigen

Augen, und trieb die Vorsicht so weit, daß er den Schlüssel zum Harem in der Tasche mitnahm, wenn seine Geschäfte ihn aus dem Hause riefen. Jahre um Jahre vergingen, ohne daß sie mit einem Schritt über die Schwelle ihres Vogelkäfigs kam.

II.

Es war ein schöner Maitag und die Sonne strahlte so einladend am wolkenlosen Himmel, daß es wirklich den türkischen Damen nicht zu verdenken war, wenn alle, die nur die entfernteste Aussicht auf Gewährung zu haben glaubten, sich von ihren gestrengen Ehemännern die Erlaubnis zu einer Fahrt nach ihrem Lieblingsplatze, den süßen Wässern (das anmutige, von einem Bache durchschnittene Wiesenthal, das sich an der Spitze des goldenen Hornes an dieses anschließt) erbaten. So kam es denn, daß das wundervolle goldene Horn von den scharf gebauten zierlichen Kaiks wimmelte. Wie bunt und malerisch sah es in diesen Böten aus, von den kräftigen Ruderern, denen der leiseste Luftzug die weiten Ärmel ihrer Hemden aus Brussaseide wie Segel blähete, bis zu den zahlreichen Damen, in deren Feredsches (das die ganze Gestalt einhüllende Obergewand) alle Farben des Prismas vertreten waren, und o, wie luftig und durchsichtig waren die Jaschmaks (die Schleier),

wahrscheinlich damit die „Hotôs“ (der Kopfputz der türkischen Frauen) doch einigermaßen zur Geltung kämen und den besten Freundinnen Anlaß zu Neid und Verdruß gäben! Einige sog. „maons“, wahre Kaik-Omnibusse, deren Führer jede Person zu zwanzig Para (zehn Pfennig) aufnimmt, waren in schier unglaublicher Weise überladen, so daß es Wunder nahm, daß nicht alle Augenblicke eine der Insassen über Bord fiel; daß auf diesen „maons“ ein wahrer Heidenlärm herrschte, bedarf kaum der Erwähnung.

In einem der kleineren Kaiks finden wir die noch immer trauernde Schefika mit ihren beiden Busenfreundinnen Faïke und Güzel Hanum; ihr Anzug gab allerdings keine Trauer zu erkennen; sie trug einen schönen Feredsche von zeisiggrüner Farbe und auf dem Kopfe einen prachtvollen Hotôs aus blauem Krepp mit kolossalen roten Straußfedern, die bei der leisesten Bewegung anmutig hin und her schwankten. Faïke, eine Georgierin, war ganz in blau, ihre Lieblingsfarbe gekleidet; ihr Feredsche, der nachlässig um die Schultern hing, bestand aus blauem, weichem Atlas, und ihr Jaschmak durchsichtig genug, um ihren Hotôs aus gelber Gaze mit dunkelblauen Krepp-Puffen, vorne mit einem Bouquet kleiner gelber Strohblumen verziert, erkennen zu lassen. Einen gewaltigen Gegensatz zu ihren Freundinnen bildete

Güzel Hanum; ihr Feredsche war ziegelrot und die Grundfarbe des Hotôs vor lauter natürlichen und künstlichen Blumen nicht mehr zu erkennen; zwischen diesen steckten eine Unmasse von Diamanten, darunter sehr große: zumal die neben den Ohren befindlichen waren so groß, daß sie kleinen Schildern, oder wenn man die Dame im Profil sah, den Scheuklappen von Pferden glichen. Man konnte leicht bemerken, daß die letztere die vornehmste der drei Damen war, sie nahm den besten Platz im Kaik ein, sprach mit den beiden andern Hanums in gnädigem und herablassendem Tone, und wurde von diesen nicht kurzweg „Hanum“, sondern „Hanum Efendi“ angeredet, ein Titel, der nur den Frauen von Paschas zukommt; dies war denn auch hier der Fall. Ihr Mann war ein Pascha, und noch dazu ein guter Pascha, dessen größtes Vergnügen es war, seine liebe Güzel mit Diamanten und goldfarbig schillernden seidenen Kleidern zu behängen. Er hatte sie gesehen, da sie noch als ein kleines Mädchen ihrem Vater, der eine Salzboutique hatte, sein Mittagessen hinbrachte, und an ihren roten runden Bäckchen so großes Gefallen gefunden, daß er sie, kurz entschlossen, zu seiner Frau machte. Sie mochte wohl sechzehn Jahre alt gewesen sein, als sie in den Konak ihres Mannes einzog, und dieser plötzliche Übergang aus großer Armut

zum üppigsten Reichtum machte aus dem arglosen Mädchen ein von sich selbst eingenommenes, egoistisches und apathisches Geschöpf, das nur noch für Vergnügen und Essen, für Süßigkeiten und in Butter schwimmenden Pillaw Sinn hatte. Es war denn auch nicht zu verwundern, daß sie bei dieser üppigen, von Sorgen und quälenden Gedanken freien Lebensweise zu einer Korpulenz gedieh, die ihr selbst sowohl wie ihrem Herrn Gemahl, der für schlanke Taillen schwärmte, sehr mißfiel. Schefika war ihr ein unentbehrliches Unterhaltungsmöbel — anders konnte man das Verhältnis zwischen den beiden ungleichartigen Frauen kaum bezeichnen. In heißen Sommernächten, wann sie ihren Lieblingsspeisen so kräftig zugesprochen, daß sie keiner Bewegung, ja kaum eines Gedankens fähig, war es ihr größter „kef“ („kef“ ein Wort, womit der Türke den Zustand äußerster Behaglichkeit bezeichnet — etwa was der Italiener mit dem Worte dolce far niente ausdrückt), mit der Cigarette im Munde auf dem Divan zu liegen, sich von ihren Sklavinnen die Füße massieren, von den durch die weitgeöffneten Fenster des „Jali“ (Landhaus) hereinströmenden Bosporuswinden umfächeln zu lassen und den melodischen Liedern Schefikas, die selbst auf ihren für Kunstgenüsse tauben Sinn einigen Eindruck machten,

zu lauschen. Eine minder gern gesehene Freundin war ihr Faïke Hanum, deren Gesellschaft sie im Grunde mehr duldete, als liebte, aber weil der Pascha und der Gemahl Faïkes, ein Oberst, sehr gute Freunde waren, so hatten die Frauen auf den Wunsch ihrer Männer Freundschaft geschlossen, und beide waren bemüht, wenn es ihnen auch etwas schwer fiel, diesem Wunsche entsprechend, die Rolle guter Freundinnen zu spielen. Aber oft genug, wenn sie sich in den herzlichsten Liebesbeteuerungen ergingen, von denen doch weder die eine noch die andere sich täuschen ließ, geschah es, daß am Horizont ihrer Freundschaft, wie es denn auch bei diesen beiden an Charakter durchaus verschiedenen Frauen nicht anders sein konnte, recht schwarze, Gewitter drohende Wolken aufzogen. Wenn bei solchen Gelegenheiten das Unwetter nicht zum Ausbruch kam, so war dies nur der größeren Gutmütigkeit und Nachgiebigkeit Faïkes zuzuschreiben. Auch heute schienen sie im Kaik wieder einmal einen kleinen Streit auszufechten, über dem sie die Außenwelt nur wenig beachteten.

„Meine liebe Löwin", sagte Güzel Hanum zu Faïke, „weißt Du, ich will Dir aufrichtig gestehen, und das auch nur, weil ich Dich liebe, o sehr liebe, Du weißt gar nicht wie", — „ich weiß schon", dachte Faïke bei sich, — „daß Dir Dein blauer Atlas-

Feredsche sehr schlecht steht; er hängt so schwer von den Schultern herunter, was Dich Bedauernswerte noch länger erscheinen läßt, als Du wirklich bist, jedes Mal, wenn ich Dich anschaue, glaube ich den langen Tschibuk meines Mannes, oder noch besser, die Flügel einer gerupften Gans zu sehen."

„Ja, mein Diamant", antwortete Faïke Hanum spöttisch, „nicht eine jede hat das Glück, eine so angenehme Größe und Dicke zu besitzen, wie Du."

„Sage: Maschallah" (unberufen), entgegnete die dicke Hanum mit funkelnden Augen. „Du möchtest wohl gar, daß ich mager werde? Du hast ohnehin blaue Augen, die wegen ihres bösen Blicks berühmt sind, also sage wenigstens Maschallah, wenn Du mich lobst. Siehst Du", fuhr sie in milderem Tone fort, „ich wundere mich über mich selbst, daß ich so vollkommen — 40000 Mal Maschallah — beschaffen bin. Wenn nur", seufzte sie, „diese abscheulichen Pockennarben nicht wären, ich ärgere mich noch bis auf diese Stunde über meine Eselin von Mutter, daß sie mich seiner Zeit nicht hat impfen lassen. Alttürkinnen sind zu dumm."

Faïke Hanum suchte sie zu trösten, indem sie sich in Lobsprüchen auf die schönen Augen und fetten Hände mit den niedlichen Grübchen erging, wodurch das Gespräch eine angenehmere Temperatur erhielt,

und bis sie an das Ufer stiegen, der Friede gewahrt blieb.

Die arme Schefika hatte von den kleinen Plänkeleien, die unter ihren Freundinnen vor sich gegangen, nichts gehört; ihre Gedanken waren ausschließlich mit Naschid beschäftigt, den sie trotz der vielen, vielen Jahre, die seit ihrer Trennung verflossen, noch nicht vergessen konnte; durfte sie doch auch jetzt wieder froheren Hoffnungen Raum geben, seitdem ihr Mann ihr — den Gefallen gethan, am Schlage zu sterben. Letzterem Umstande haben wir es auch zuzuschreiben, daß sie an dieser Spazierfahrt teilnimmt, was bei Lebzeiten ihres grimmigen Gatten nie würde der Fall gewesen sein. Glücklich über die wieder erlangte Möglichkeit, sich etwas freier bewegen zu können, hatte sie diese sogleich benutzt, um über das Loos Naschids Erkundigungen einzuziehen. Aber alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos; sein Vater war gestorben, und seitdem hatten die Nachbaren ihn nicht wieder gesehen. Darauf faßte Schefika den mutigen Entschluß, ihn in diesem großen Chaos, welches man die Welt nennt, aufzusuchen. Sie dachte: „ein Berg bin ich ja Gottlob nicht, (damals rutschten die Berge noch nicht), nur Berge können nicht zusammenkommen, ich bin ein Mensch, und es ist doch sehr menschlich, Bekannte wiederzusehen; aber dazu muß

man suchen, und das will ich." Darum blieb kein Vergnügungsort von ihr unbesucht, und keinen Freitag versäumte sie, nach den Süßen Wassern (Kiat-Hane) zu gehen, — bis jetzt aber umsonst. Traurig folgte sie mit ihren Blicken dem Flug der Störche, die sich bei Annäherung der Boote aufgescheucht aus dem hohen Schilf, welches das Ufer umsäumte, erhoben, und sich mit wenigen mächtigen Flügelschlägen dem Bereich der armseligen, an den Boden gefesselten Menschen entzogen, um sie von ihrer privilegierten Vogel-Perspektive aus ruhig zu beobachten. „Ach", seufzte Schefika Hanum, „wäre ich doch ein Storch, wie würde ich meine Schwingen rühren und fliegen! Fliegen so weit, bis ich ihn entdeckt hätte; aber leider Gottes bin ich nur ein armer Erdenwurm, verdammt wie eine Ameise auf der Erde herumzukriechen! Könnte doch dieser bleischwere Leib dem leichten Fluge der Gedanken folgen!" So phantasierte sie weiter und weiter und wurde aus ihren Träumereien erst durch den Stoß erweckt, mit dem das Kaik am Landungsplatze anfuhr. Sie beeilte sich auszusteigen und folgte langsam ihren Freundinnen, die sich an einem herrlichen Platze, auf dem hellgrünen, wie Smaragd schimmernden Wiesengrunde unter einer alten, Schatten spendenden Platane niederließen und mit

gespannter Aufmerksamkeit zusahen, wie der alte Diener Hadschi Baba die mitgebrachten Eßwaren aus geräumigem Korbe hervorholte.

„Ich würde mich am Pillaw satt essen, wäre er nicht kalt geworden", äußerte Güzel Hanum halb lüstern, halb unzufrieden, „und ihn aufzuwärmen ist zu langweilig."

„In der freien Luft schmecken mir hart gekochte Eier mit jungen Zwiebeln am besten", bemerkte Faïke.

„Und ich", meinte Schefika, „möchte, wenn es anginge, am liebsten nichts essen; aber der leidige Magen ist ein unverschämter Gesell, der, unbekümmert um die Sorgen des moralischen Menschen, nur sein physisches Behagen kennt. Man kann bis zum Tode traurig sein und von der ganzen Welt nichts wissen wollen, dann fährt immer der Magen mit seinem unwiderstehlichen Verlangen nach Fütterung unharmonisch dazwischen!"

Es erging ihr wie dem Dulder Odysseus, als er dem Alkinoos sagte:

„Aber erlaubt mir nun zu essen, wie sehr ich auch traure,
Denn nichts ist unbändiger, als der zürnende Hunger,
Der mit tyrannischer Wut an sich die Menschen erinnert,
Selbst den leidenden Mann mit tief bekümmerter Seele.
Also bin ich von Herzen bekümmert; aber beständig
Fordert er Speis' und Trank, der Wütherich!"

„Geh doch!" schnitt die lebensfrohe Güzel die betrübten Reden ihrer Begleiterin ab, „anstatt der=

artige Klagelieder anzustimmen, setze Dich her und singe uns leise ein schönes Lied, aber ein recht lustiges — vielleicht das Lied vom Bagdadli — (dem Bagdader)."

„O, lieber singe uns: „Usun boili, indsche belli" (mit langem Hals und schlanker Taille)," warf Faïke ein, wofür ihr ein recht hämischer Blick aus dem grauen Augenpaar der Hanum Effendi zu teil wurde.

„Wie kann ich nur lustige Lieder vorsingen", antwortete Schefika. „Um das thun zu können, muß man auch innerlich fröhlich sein. Lieber wollen wir den Musikanten zuhören, die dort neben dem Flusse spielen."

„Pah, das ohrzerreißende Geklimper? Es sind gewiß georgische Lieder, die sie aufspielen. Erkennst Du sie nicht, meine Löwin?" wandte sich Güzel mit selbstzufriedenem Lächeln über diese nicht eben geistreiche Stichelei an Faïke Hanum. Doch versäumte letztere nicht, ihr mit gleicher Münze heimzuzahlen, indem sie erwiderte: „Allerdings erkenne ich sie, meine Sultanin, obgleich es — leider! — Türken sind, die diese Lieder spielen und nicht wenig verhunzen."

Darauf verstummten alle drei und widmeten sich angelegentlichst dem Inhalt ihres Korbes; es hätte aber jetzt ein ungewöhnlich feiner Diplomat dazu gehört, um der Gesellschaft die gute Laune, die sie sich mutwillig auf so unerquickliche Weise zerstört hatte, wieder zu geben. Da kam der Zufall ihnen

mit einem unerwarteten Ereignis zu Hülfe. Plötzlich richteten sich nämlich die Augen aller Anwesenden auf einen Punkt, und natürlich folgten, wie auf Kommando, die Blicke des Damen-Trios dem allgemeinen Zuge. Der Punkt, welcher das Ziel der allseitigen Aufmerksamkeit bildete, war der Kiosk des Sultans Abdul-Medschid, wo letzterer sich eben an einem Fenster zeigte, um der militärischen Musikbande, die sich vor diesem Fenster im Kreise aufgestellt hatte, zuzuhören. Was war es aber, das mit einem Male Schefikas Aufmerksamkeit erregte und ihr Herz höher schlagen machte? Einer der Musikanten fiel ihr durch die Haltung seines Kopfes mit dem vollen schwarzen Haare auf; und die Art, wie er das Fes trug — war hier denn ein Irrtum möglich? Konnte ein anderer als Naschid sich so halten, so sein Fes tragen? Kaum war ihr dieser Gedanke gekommen, als sie auch schon aufsprang und sich dem Kreise der Zuschauer näherte, der sich um die Bande gebildet — und wer beschreibt ihr Entzücken, als sie erkannte, daß ihre Ahnung sie nicht getäuscht? War es nur Zufall oder die magnetische Kraft der Augen Schefikas, was die Blicke des jungen Musikers in ihre Richtung zog? Wer wollte es entscheiden? — genug, plötzlich belebten sich seine bis dahin gleichgültigen Blicke, und Feuer schien die

ganze Gestalt zu durchglühen — auch er hatte seine Jugendgeliebte erkannt. Sie verstand die stumme Frage seiner Augen und wußte es einzurichten, daß sie ihm, von anderen unbemerkt, den Ring zeigte, den sie am Finger trug, worauf Naschid zum Zeichen des Verständnisses mit dem Kopfe eine kaum sichtbare Bewegung machte. Nach diesem stummen Austausch von Geberden ging die überglückliche Schefika langsamen Schrittes, die Melodie, welche sie soeben von ihrem Geliebten gehört, vor sich hinsummend, zu ihrem Platze zurück, nichtahnend, wie ihre Freundinnen sie mittlerweile durchgehechelt.

„Pfui!" hub Güzel auf Schefika hinzeigend an, „daß sie sich nicht schämt, sich so unter alle Frenks (Europäer) hinzustellen und die Musikanten anzugaffen."

„O," fügte Faike hinzu, „wenn sie etwas Schamgefühl besäße, würde sie ihre Verliebtheit nicht so offenbar zur Schau tragen." Sie wollte noch etwas hinzusetzen, als ihre Aufmerksamkeit durch das entrüstete Mienenspiel der Hanum Effendi nach einer anderen Richtung abgelenkt wurde; sich umblickend, gewahrte sie zwei Europäer, welche ganz dicht an ihnen vorüber gingen und sie auf das unverschämteste anstarrten.

„Inschallah (so Gott will) werden eure Augen platzen!" stieß Güzel zornig hervor, den sich ent-

fernenden Frenks nachschielend. „Die glauben wohl, daß unsere Ehemänner wie die ihrigen sind und es gern haben, wenn man ihre fischblütigen Frauen ansieht. Aber nein! Unsere Männer lieben uns und sind eifersüchtig; wären sie da, so würden sie es euch schon zeigen!"

„Wer sagt Dir denn", unterbrach Faïke die keifende Hanum, „daß diese Leute auf ihre Frauen nicht eifersüchtig sind?"

„Nun", erwiderte jene, „wenn sie es wären, so würden sie ihre Frauen verstecken und nicht so offen allen Blicken preisgeben. Aber ich will Dir diese Sache erklären. Sie wissen gar nicht, was Eifersucht ist, und das kommt daher, daß sie Schweinefleisch essen. Das Schwein ist bekanntlich das einzige Tier auf Gottes Erdboden, welches auf sein Weibchen nicht eifersüchtig ist. Diese Eigenschaft überträgt sich auch auf diejenigen, welche von diesem Tiere genießen."

„Weist Du was, mein Tiger", entgegnete Faïke mit ironischem Lächeln. „Sollte nicht der Grund dieser Erscheinung vielmehr darin zu suchen sein, daß sie nicht so wie wir dem blinden Zufall anheimgegeben sind, sondern sich Herzen aussuchen können, die sie lieben und von denen sie wieder geliebt werden? Aber, daß die fränkischen Frauen fischblütig sein sollen, höre ich heute zum ersten mal."

„Ausgezeichnet! Du wirst es wohl gar leugnen wollen, weil Euch Georgiern doch fast allen Christenblut in den Adern rollt, aber das hilft Dir nichts, sie sind ohne Ausnahme fischblütig und bleichwangig; darum müssen sich auch die Reicheren unter ihnen so stark schminken und Raki (Schnaps) trinken, um ihr Blut zu erwärmen und Farbe zu bekommen."

Faïke hüllte sich in ein stolzes Schweigen; sie hatte einen empfindlich treffenden Pfeil als Erwiderung auf diese Bosheiten in ihrem Köcher, aber sie verschmähte es, ihn auf den Bogen zu legen, weil sie keinen ernstlichen Bruch herbeiführen wollte.

Jetzt sahen sie Schefika wieder zurückkommen, aber ihre ganze Gestalt schien so verändert, ihr Schritt so elastisch, daß sie wie ein vom Winde bewegter Pappelbaum aussah und die neidischen Freundinnen Güzel und Faïke sie mit scheelen Augen verwundert betrachteten, im Stillen darüber grübelnd, was wohl die Ursache dieser Veränderung sein möge. Erst als sie wieder, einem Kleeblatt gleichend, beisammen saßen, löste sich für sie das Rätsel, indem Schefika ihnen unter Freudenthränen ihr großes Glück verkündete, worauf sie dann die Freundinnen mit einem wahren Katarakt von Glückwünschen überschütteten und sie mit neugierigen Fragen bestürmten, die sie bereitwilligst beantwortete. Man kann ja

einer Liebenden keinen größeren Gefallen erweisen, als wenn man ihr Gelegenheit bietet, von dem zu reden, was ihr ganzes Herz erfüllt. Bei diesem heiteren Geplauder vergaß man, daß die Zeit zur Abfahrt heranrückte, und wiederholt mußte der alte Hadschi Baba die Damen darauf aufmerksam machen, daß die Sonne sich anschickte, Abschied zu nehmen. Bevor sie aber fortgingen, wickelte Schefika den Ring in ein weißes Blatt Papier, auf welches sie einige Worte gekritzelt, und legte dieses hinter den Baum. Kaum waren sie dann in das Boot gestiegen, als sich ein junger Mann mit dem Abzeichen der Militärmusik dem Platze näherte, wo die Damen gesessen, sich bückte, etwas aufnahm und dann wieder eilends von dannen ging.

Mit welch übervollem Herzen saß Schefika in dem Kaik! Welch ein Unterschied zwischen heute morgen und jetzt!

„Heute abend wirst Du uns den Bagdadli und „Usun boili indsche belli“ vorsingen, nicht wahr?“ baten Güzel und Faïke gemeinschaftlich.

„O, alle Lieder, die Ihr wollt! ich werde singen, bis mir die Stimme versagt.“

Abends ging das Kleeblatt dann auch in der That sehr spät auseinander. Schefika hatte Wort gehalten, und wenn sie auch nicht mit ganzer Seele

bei ihren lustigen Liedern war, weil sie den Kopf zu voll hatte von sorgenden Liebesgedanken, so besaß ihre Stimme doch die Macht, Schefika und Faïke zu weich und poetisch zu stimmen, um ihre gegenseitigen boshaften Häkeleien aufs Tapet zu bringen.

III.

In Schefikas schönem Witwensitz herrschte reges, thätiges Leben, und die große Anzahl, sowie das geschäftige Wesen der Gehenden und Kommenden, die immer mit vollen Händen Geschenke und Erfrischungen nahmen und brachten, verrieten sogar dem zufällig vorübergehenden Uneingeweihten, daß hier irgend ein besonderes Ereignis stattfinden müsse. Eine glänzende Araba (Wagen) nach der andern fuhr mit geputzten, mit Diamanten geschmückten Hanums vor, die im Hause von Faïke empfangen wurden; denn, da Schefika keine nähere Verwandte besaß, welche die einer Hausherrin zukommenden Funktionen hätte ausüben können, so hatte Faïke ihrer Freundin zu Gefallen es übernommen, die Gäste an der Haustreppe zu empfangen; nur meine man nicht, daß dies mit geräuschvollem Geplapper geschah, o nein! Sie stand, der vorgeschriebenen Etikette gemäß, wie eine Stumme da, ihre Lippen regten sich nicht, nur ihre rechte Hand war thätig, indem diese graziöse Curven

beschrieb. (Bei vornehmen Personen mit einem tiefen Knix vom Erdboden bis zur Brust und von hier zum Munde und weiter zur Stirn hinauf, — der übliche zeremonielle Gruß, womit symbolisch angedeutet wird, daß der oder die Begrüßende zum Zeichen der Unterwürfigkeit den Saum des Gewandes der zu begrüßenden Persönlichkeit aufnimmt und an die Brust, Lippen und Stirn führt — bei geringeren nur eine von der Brust bis zur Stirn und bei ganz unbedeutenden Wenigkeiten nur vom Kinn zur Stirn).

Drinnen im großen, mit künstlichen Blumengewinden ringsum behängten Zimmer saß Schefika mit einem sie ganz verhüllenden knallroten Krepe-Schleier bedeckt, unter einem ebenfalls mit künstlichen Blumen ausgeputzten Baldachin.

Alle befreundeten Hanums hatten zur Ausschmückung der glücklichen Braut ihr Möglichstes gethan; die Reichen entäußerten sich zu Gunsten derselben aller Diamanten und Schmuckgegenstände, die sie trugen, natürlich um sie Tags darauf wieder zurückzunehmen. Alle Anwesenden warteten nur noch auf die Ankunft der brillantenreichen Hanum Effendi, Güzel, um die letzte Hand an den Ausputz Schefikas zu legen.

Endlich, als die ganze Gesellschaft schon in erhebliche Unruhe geraten war und einen ganzen Kasten

voll Cigaretten verpafft, erschien die Langerwartete, gar prächtig angethan mit einem rotgelbseidenen Kleide, einem vollständigen Smaragdschmuck und zahllosen Brillanten. Nachdem man sie von allen Seiten auf das Unterthänigste begrüßt und sie sich dagegen mit huldvoller Herablassung nach der kostbaren Gesundheit aller Gäste erkundigt, präsentierte man ihr eine Cigarette, dann war auch Hanum Effendi so gnädig, ihre Edelsteine herzugeben, wie die mitgebrachten „mouches“ (kleine runde rote Tuchläppchen von der Größe eines Groschens, welche mit Perlen bestickt, und auf die Stirn, Wangen und Kinn geklebt werden), so daß die Braut den Kopf von all dem Schmuck, womit man ihn überladen hatte, mit Aufbietung ihrer äußersten Kraft kaum aufrecht halten konnte.

Das von Sehnsucht und Gram über den verloren geglaubten Naschid schmaler gewordene Antlitz der Braut wurde von der Aufregung belebter und erhielt am Tage vor der Hochzeit durch Auftragen von Husni Jussif, welche ihr Gülzum Hanum aus Damaskus mitgebracht, ein frisches Ansehen. (Diese Substanz, Hussni Jussif — der schöne Joseph — genannt, ist eine Salbe, welche die Haut derart reizt, daß diese rot wird und die damit bestrichenen Wangen anschwellen, eine Wirkung, die sich nach einigen Tagen wieder verliert.)

Faïke versäumte keine der Pflichten, welche ihr als Schefikas Freundin oblagen; sie unterließ auch nicht, als der Wekil (Vertreter) der Braut kam, um das dreimalige Jawort derselben in Empfang zu nehmen und ihr bei jedesmaliger Wiederholung der Frage behende ein Stückchen Kandiszucker zwischen Haut und Hemd zu schieben; diese drei Stückchen Zucker wurden abends dem Bräutigam in die Limonade geworfen, was ein probates Mittel sein soll, um zu bewirken, daß dem jungen Ehemanne die Neuvermählte süß wie Zucker erscheine. Ob dieses wunderthätige Mittel in jedem Falle seine Wirkung ausgeübt, darüber sind nähere Aufschlüsse bisher nicht bekannt geworden. Vorläufig schien es sich zu bewähren. Denn alle Nachbarn beteuerten und die neidischsten Freundinnen mußten zugeben, daß Naschid und Schefika einige Monate des ungetrübten Glückes verlebten. Auch ihr äußeres Geschick gestaltete sich günstig. Dank der freundschaftlichen Sympathien, welche Schefika sich durch ihren Gesang bei den Frauen vieler vornehmen Harems erworben, und dem Einflusse, welche letztere auf ihre Männer ausübten, war Naschid im Zeitraum von vier bis fünf Jahren zum Oberstleutnant bei der Infanterie avanciert und hatte die Zeiten, wo er seine Pflichten als Trompeter ausübte, vergessen, als wären sie

nie gewesen. Nur eines fehlte ihm und warf oft einen düstern Schatten auf seine heitere Stimmung, daß er nämlich noch immer ein Elif (der erste Buchstabe des türkischen Alphabets) nicht von einem Be unterscheiden konnte. Das hatte allerdings, so lange er zu Hause war, nicht viel zu bedeuten, denn da besaß er an seiner Frau den gefälligsten und verschwiegensten Sekretär, den er sich nur wünschen konnte, so daß lange Zeit kein Mensch eine Ahnung davon hatte, wie schwach es in dieser Beziehung mit dem tapfern Offizier bestellt war. Anders war es in der Kaserne, wohin er gerne seine Frau, wie früher seine Trompete auf dem Rücken, mitgenommen hätte. Aber das ging nun einmal nicht an, und so mußte er sich darein fügen, daß man ihm oft ein x für ein u machte.

Qui vivra verra; auch wir werden sehen, wie der frühere Trompeter Naschid, nachmals Dank seiner Frau „Oberstleutnant" Naschid Bey, ihr diese Güte vergelten wird.

IV.

Wer hat nicht von den Gräuelthaten des Jahres 1860 in Syrien gehört und bei der Erzählung dieser Vorgänge geschaudert? Aber wie weit bleibt der Eindruck, den auch die lebhafteste Phantasie durch Erzählungen erhält, hinter demjenigen zurück, den ein auch nur flüchtiger Anblick der heimgesuchten Dörfer ge-

währte. Noch lange nach dem Abzuge der Franzosen konnte man in Deir-el-Kamr die Schädel, Knochen und blutgetränkten Fesse der totgemarterten Christen sehen, obgleich die Franzosen große Gruben hergestellt und darin die Gebeine der unglücklichen Leidensgenossen zusammen bestattet hatten. Der Leichen waren so viele, daß man beim besten Willen an der Herstellung von einzelnen Gräbern nicht denken konnte. Fast alle Häuser lagen in Schutt und Trümmern; nur in der Mitte des Dorfes war ein großes, beinahe schloßartiges Gebäude unversehrt geblieben; diesem schräg gegenüber befand sich ein anderes hervorragendes Gebäude, dessen nackte Mauern aber mit ihren leeren Fensterhöhlen unwillkürlich den Eindruck eines blinden Mannes hervorriefen; mit Ausnahme der Mauern und eisernen Gitterstäbe wurde vom Feuer alles zerstört, alles was zu vernichten in seiner Macht stand. Gerade in dem letzterwähnten Gebäude mit seinen dicken Mauern und großen Räumen spielte sich eine der entsetzlichsten Szenen des blutigen Dramas ab. Hierin hatten sich alle christlichen Einwohner geflüchtet und füllten das Haus, zusammengedrängt wie Heringe im Faß. Sie waren ohne eine einzige Waffe, da der Befehlshaber der dortigen Truppen, Osman Bej sie ihnen mit dem feierlichen Versprechen abgenommen, daß er

ihnen kein Haar krümmen lassen würde. Und gerade diese Soldaten waren es, nach Aussage aller Augenzeugen, die den Drusen die Thüren des ihrer Obhut anvertrauten Gebäudes weit öffneten und mit gutem Beispiele glorreich vorangingen, indem sie den wehrlosen Christen ihre Bayonette in die Brust rannten. Damit fingen die Gräuel an, bei denen kein Haus stehen blieb, außer dem von uns erwähnten. Wahrlich, es war nur eine schwache Sühne, daß Osman Bej seinen feigen Verrat nachmals auf dem Sandhaufen büßen mußte!

Obgleich es Faïke Hanum seiner Zeit sehr wehe that, den Kummer der Mutter Osman Bejs zu sehen, welche, nachdem das Todesurteil von dem in Damaskus tagenden Kriegsgericht unter dem Vorsitze des berühmten türkischen Staatsmannes Fuad Pascha über Osman Bej gesprochen war, noch in letzter Instanz zu ihrem Manne gelaufen kam, um seine Fürsprache zur Umwandlung der Todesstrafe in eine mildere zu erflehen. Kopfschüttelnd und ernst hörte damals Abdi Bej zu — so hieß der Gatte Faïkes — ohne ein Wort der Erwiderung.

„Warum," fragte ihn Faïke, als die Mutter Osman Bejs mit todtraurigem Gesichte weggeeilt war, um abermals einen letzten Versuch bei Fuad Pascha selbst zu machen, dem sie zu Füßen fallen wollte —

„hast Du dem geängstigten Mutterherzen kein ermutigendes Wort zu Teil werden lassen?"

„Weil es zu spät war," erwiderte Abdi Bej, „hörtest Du nicht, während sie um das Leben ihres Sohnes bat, Flintenschüsse? Da fiel er."

Und so war es. Als die Mutter im Regierungsgebäude anlangte und die schreckliche Kunde hörte, noch ehe sie Fuad Pascha gesehen hatte, stürzte sie mit einem herzzerreißenden Aufschrei hin, wühlte ihr Gesicht in den Straßenstaub, raufte sich die Haare aus und zerriß ihre Kleider. Aber was halfs, die Toten kehren nicht wieder, und wer weiß, ob sie nicht auch etwas Schuld an dem tragischen Ende ihres Sohnes trug. Wird doch dem Gros der muselmännischen Bevölkerung von Kindesbeinen an Haß und Verachtung gegen die Christen gelehrt, so daß sie sich mit der Vernichtung eines christlichen Lebens gar keiner strafbaren Handlung bewußt sind. Das Wort Pilatus „Sie wissen nicht, was sie thun" paßt auf sie.

Noch zur Zeit dieser Erzählung bestand die Bevölkerung von Deir-el-Kamr fast nur aus Frauen in schwarzen Kleidern und vom Weinen fast erblindeten Augen. Glücklich waren noch diejenigen zu nennen, die den Tod von nur einem oder zwei männlichen Familiengliedern beklagten. So ging es denn mit dem Wiederaufbau des Fleckens sehr lang-

sam voran, teils aus Mangel an Vertrauen, teils weil die Familienhäupter und Eigentümer der Häuser längst in ihren Massengräbern ruhten und sich um die Restaurierung ihrer früheren Heimstätten nicht kümmerten. Doch genug von diesen trüben Bildern, folgen wir der Mahnung Mirza Schaffys:

„Hinweg mit diesen grausen Bildern,
Des Todes, der Zerstörung Schrecken!"

In dieser melancholischen Umgebung treffen sich die Freundinnen Güzel und Faïke Hanum, welch letztere sich bei Güzel auf einige Wochen zu Besuch befindet, wieder. Sie stehen gerade im Begriff, sich nach dem entlegensten Hause des Ortes zu begeben, um die soeben aus Konstantinopel angelangte teure Freundin Schefika Hanum zu begrüßen. Sie fanden ein von seligem Glück strahlendes Gesicht. Die Angekommene schilderte ihnen in den lebhaftesten Farben den Empfang, den ihr Naschid, der schon seit einem halben Jahre in Deir-el-Kamr in Garnison lag, ihr bereitet. „Bei meinem Eintritt über die Schwelle", so erzählte sie, „brachte er ein Schlachtopfer, und am Abend mußte ich mich auf einen Schemel in der Mitte des Zimmers setzen und es mir gefallen lassen, daß er rings um mich herum acht Leuchter mit brennenden Lichtern aufstellte, mich so wie ein Bild vor seinen Augen lange, lange betrachtend. O, wie

glücklich bin ich!" rief sie aus, „und jetzt habe ich auch noch das Glück, daß Ihr mir nicht fehlt." Dabei umschlang sie ihre Freundinnen mit Thränen in den Augen. Später sang sie ihnen noch eine Menge ihrer lustigsten Lieder vor, und so verging der Tag schneller, als es dem glücklich wieder vereinten Kleeblatte lieb war. Schefika wollte sie durchaus zum Essen bei sich behalten und zählte allerlei Leckerbissen auf, mit denen sie bewirtet werden sollten, aber alle diese verführerischen Aussichten waren machtlos gegen den festen Vorsatz der Hanum Effendi, nicht zu bleiben, sie hätte ihren Wolf zu Hause und dürfte ihn nicht ohne Aufsicht in der Schafherde (Sklavinnen) lassen, und so machten sich Güzel und Faïke auf den Heimweg.

„Wie Schefika korpulent geworden ist!" äußerte Güzel. „Sie ist ja in der Taille viel stärker als ich; meine Taille, mag der Pascha sagen was er will, ist schön proportioniert, — zwischen Fleisch und Fisch — weder dünn wie ein Tschibuckrohr, noch dick wie eine Tonne."

„Wenn sie so fortfährt", erwiderte Faïke, „wird es für sie, fürchte ich, nicht gut sein; so umfangreiche Frauen pflegen selten auf längere Zeit den Männern zu gefallen."

Hierauf ein minutenlanges Schweigen, während dessen Güzel ihre Nietnägel betrachtete, deren sie mehrere an jedem Finger zählte, und über das eben

Gehörte Betrachtungen anstellte. Ja, wie verändert war seit mehreren Jahren ihr geliebter Pascha. Sollte daran wohl ihre Beleibtheit schuld sein? Wie viele Gerüchte waren ihr nicht von Freundinnen überbracht worden, daß ihr Pascha den schönen betrübten Witwen von Deir-el-Kamr größte Verehrung erwies. Heimgekehrt, war es ihre erste Sorge, nach dem Wolfe zu sehen, der sich dem Anscheine nach ganz artig aufgeführt. Allerdings schien die Eile etwas verdächtig, mit der einige Sklavinnen sich in verschiedene Ecken flüchteten, um ihre koketten Frisuren mit anspruchsloseren zu vertauschen, und demnächst wieder als Aschenbrödel vor das Antlitz der gestrengen Herrin zu treten. Aber sie hatten ohne den Neid einiger eifersüchtigen Mitsklavinnen gerechnet, die nicht säumten der geliebten Herrin Mitteilungen zu machen, aus denen hervorging, daß die Aufführung ihres Isegrimms denn doch nicht eine so ganz tadellose gewesen sei. Alsbald entwickelte sich ein Wortgefecht, in welchem die beiden Gatten sich mit den unfeinsten Redensarten titulierten. Durch gellendes Zetergeschrei, welches das ganze Gebäude durchhallte, sah sich Faïke veranlaßt, ihrer Freundin, die in eine sehr bedrängte Lage geraten zu sein schien, mit fliegenden Schritten zu Hülfe zu kommen. Die stolze Güzel saß in einer Ecke zusammengekauert, vor ihr stand der Herr

Gemahl mit zornglühendem Gesichte, geballter Faust und borstenartig in die Höhe stehenden Haaren. Es war ein kritischer Augenblick. Bei dem plötzlichen Erscheinen Faïkes stockte die Unterhaltung der Gatten. Güzel fand zuerst Fassung und Sprache wieder und forderte ihre Freundin auf, ihrem Gemahl in den Bart zu speien, eine Zumutung, welche Faïke doch zu komisch vorkam, daß sie ungeachtet der heiklen Situation in ein helles Gelächter ausbrach, und dies wirkte so ansteckend, daß Güzel und der Isegrimm bald mitlachten — womit denn die Versöhnung zwischen den ergrimmten Kämpfern einstweilen geschlossen war.

V.

Wenige Tage darauf erhielt Schefika von Güzel eine Einladung zum Mittagessen; die Speisekarte lag dabei. Lauter türkische Lieblingsspeisen: Kuttelnsuppe (Kaldaunen), am Spieße gebratenes Lamm mit Gurkensalat in saurer Milch, Fleischpasteten, Bamia (ein orientalisches Gemüse), tauk-goeksi (in Milch und Zucker gekochte und zerstampfte Hühnerbrust). Als Schluß Pillaw (Reisspeise) mit Spiegeleiern. Zur pünktlichen Zeit erschien Schefika in Gesellschaft eines hübschen Mädchens, welches sie ihren Freundinnen als eine vorzügliche Sängerin vorstellte, zu der sie in der kurzen Zeit ihres Hierseins eine solche Neigung gefaßt, daß sie

alle ihre neuen Kleider mit ihr teilte. Asma, so hieß die Schöne, hatte rabenschwarze Haare und Augen, einen Teint, der mit der Farbe des Elfenbeins wetteifern konnte, einen unvergleichlichen Wuchs, und Zähne wie Perlen. Öffnete sie aber die rosigen Lippen zum Singen, so dachte niemand mehr an ihre Schönheit; nur in den höchsten Tönen mußte ihre melodische Stimme vor Schefikas herrlichem Sopran die Segel streichen.

Die Freundinnen waren von Bewunderung entzückt, hingerissen und priesen denjenigen glücklich, der sich jeder Zeit diese märchenhaften Duetts vorsingen lassen könne.

„Ja", erwiderte die gutmütige Schefika, „ich gönne meinem Manne, der für Musik und Gesang so sehr schwärmt, häufig das Vergnügen, ihm von meiner kleinen Asma etwas vorsingen zu lassen."

Güzel schüttelte den Kopf und sagte, als Asma auf einige Augenblicke abwesend war: „Ich begreife nicht, wie Du es wagen magst, Deinem Manne diese bezaubernde Schwarzäugige zuzuführen. Wie nun, wenn er sich in sie verliebte?"

„O, da ist keine Gefahr! Mein Naschid beteuert mir bis zum Überdruß, daß er keine andere, als nur mich liebt!"

„Beteuert! Weißt Du auch, wie es in seinem

Herzen aussieht?" Hier blitzten ihre Augen in hellem Zorne auf. „Mir machen die koketten Frauen, die so unverschämt sind, daß sie ihr Gesicht offen jedem Manne zeigen, Kummer genug. Seitdem mein Mann mit ihnen verkehrt, ist er so närrisch geworden, daß er mit aller Gewalt französisch lernen will. Den ganzen Tag quakt er mißtönende Worte, wie „wui, wua" und was weiß ich noch? und liest die Bücher der Franken. Frage ich ihn dann, was er in diesen Scharteken gelesen, so getraut er sich nicht, es mir zu sagen; es schadet übrigens nicht, ich bin gar nicht neugierig darauf, ich möchte aber wohl wissen, was es ihm nützen wird, wenn er stirbt, und ob er etwas von dem Gelesenen mit sich ins Grab nimmt."

„Vor dieser Verführung", bemerkte Schefika lächelnd, „ist mein Naschid gesichert; er kennt weder Elif noch Be, weder wui noch wua, und findet es auch nicht der Mühe wert, sich darum zu kümmern."

Hanum Effendi spie Feuer und Flammen gegen die fränkischen Damen, weil neuerdings ihr Mann an mehreren Damengesellschaften und Spielen teilgenommen und es ihr dann erzählt hatte. „Ja", sagte sie zu ihrer Freundin Faïke, „ich begreife nicht, wie ein Mann sich so weit erniedrigen kann, mitzuspielen. Ich habe selbst schon derartige Spiele angesehen — aber nur als Zuschauerin, als man die

Hochzeit des Sultans feierte, da gab es viele Pehliwans (Seiltänzer), aber das waren arme Teufel, die für ihre Künste bezahlt wurden."

Faïke Hanum verzichtete darauf, ihre Busenfreundinnen über den Unterschied, welcher zwischen diesen und jenen Spielen besteht, aufzuklären. Hanum Efendi hätte es nur als einen Widerspruch gegen sie angesehen und die schöne Festlaune gestört. So ging der Festtag ungetrübt zu Ende.

Spät abends trennte sich das Kleeblatt, und Schefika mußte das Versprechen geben, in Bälde wiederzukommen.

Es verging jedoch lange Zeit, bis Schefika ihren Schimmel wieder bestieg, um ihre Freundinnen zu besuchen. Diese versprachen sich einen schönen Tag in ihrer Gesellschaft: zunächst ein gutes Frühstück, dann eine 3—4 stündige Siesta mit vielen Kaffee-Libationen, Vorlesungen aus dem „Mevlud-sherif" (Geschichte des Todes Mahomets), den Niemand besser vorzutragen verstand, als Schefikas rührende Stimme, sodann ein leckeres Mittagessen und abends Gesang, das war ungefähr das Programm, welches Faïke und Güzel entwarfen, als sie von ihren Fenstern aus Schefika heranreiten sahen.

Aber welche Enttäuschung wurde ihnen zu teil, als sie statt des für gewöhnlich so kindlich glück-

seligen Gesichtes die von Thränen überströmten Wangen der Freundin gewahrten.

„Was ist das? Was hast Du? Was fehlt Dir? Was bedeutet das?“ fragten sie voll Teilnahme, aber es währte geraume Zeit, ehe Schefika ihnen mit erstickter Stimme und in gebrochenen Lauten ihr Unglück verkünden konnte.

„Ja,“ hub sie an, „das Unglaubliche, was mein Verstand noch immer zu fassen sich sträubt — . . . es ist doch geschehen. Was ich schon seit mehreren Tagen fürchtete . . . . was ich aber immer wieder von mir warf . . . . . gestern Abend ist es mir durch Naschid selber zur Gewißheit geworden. Er verlangte von mir die Erlaubnis zu seiner Verheiratung mit Asma; als ich sie verweigerte . . . .“ Die Stimme versagte ihr; aber die mit dunkelblauen Striemen bedeckten Arme und Schultern, die sie entblößte und ihren Freundinnen zeigte, redeten deutlich genug.

„Das hat mein Naschid gethan — mein Jugendgeliebter!“ fuhr sie endlich mit von Schluchzen unterbrochener Stimme fort. „Aber noch weher als seine Handlungen thaten mir seine Worte: ‚Du alter Sattel!‘ warf er mir ins Gesicht. ‚Du behauptest mich zu lieben und widersetzt Dich meinem Glücke!‘ Endlich als ich sah, daß doch alles verloren war,

willigte ich ein und gab ihm die verlangte schriftliche Erklärung, daß ich nichts gegen seine Heirat einzuwenden hätte..... Die Hochzeit ist in den nächsten Tagen .... habe ich jetzt nicht alles verloren? ..... Bin ich nicht ganz arm? .... Früher tröstete mich in meiner Trübsal der Gesang ..... aber da war die Hoffnung noch mein Stab ..... Jetzt! .... Ach! ...."

Wieder übermannte sie der Schmerz, und weder Güzel noch Faïke fanden Worte, um sie in ihrer gerechten Verzweiflung zu trösten. Endlich sagte Güzel: „Ich werde mein Möglichstes thun, um die Heirat zu verhindern, und Deinem Manne ernstliche Vorstellungen machen."

„Und ich", setzte Faïke hinzu, „werde mit Asma kein Wort mehr sprechen."

Aber was konnte Schefika das alles nützen? Für sie war Raschid verloren, es mochte kommen, wie es wollte; sie hatte jetzt nur noch eine Idee: Fort von hier; fort in die Heimat, um ihre Liebe und ihr Glück zu vergessen......

Das für den Tag entworfene Programm war zu Wasser geworden: vom Singen, vom Vorlesen, von fröhlichem Tafelgenuß konnte keine Rede sein.

Als Schefika sich entfernt hatte, meinte Güzel: „Ja, das kommt davon, daß sie so ein Fettklumpen

geworden ist, deshalb mag er sie nicht mehr leiden, und — wer kann es ihm verdenken?"

Sie hielt aber doch ihr Versprechen, ließ Raschid zu sich rufen und legte es ihm ans Herz, was für eine Sünde es wäre, so mit Schefika, seiner Jugendgeliebten, seiner Wohlthäterin zu verfahren.

Er machte ein ganz zerknirschtes Gesicht, Thränen liefen ihm über die Backen, und er verschwor sich hoch und teuer, daß er keine Schuld daran habe, sondern das leidige Kismet. Jeder Mensch trage sein von Gottes Finger geschriebenes Kismet auf der Stirn mit sich herum und sei unvermögend, es auszulöschen oder zu bekämpfen. „Dies soll so sein; wir Menschen müssen uns in unser Schicksal fügen; ich füge mich, Schefika muß sich auch fügen."

Was war hiergegen einzuwenden? Hanum Effendi schwieg und hoffte nur, daß auf ihres Gatten Stirn nicht ähnliche Linien eingegraben sein möchten.

Einige Tage darauf fand die Hochzeit in aller Stille statt. Raschid schickte die junge Frau zu Güzel Hanum, um Visite zu machen — aber sie fand eine sehr kühle und entmutigende Aufnahme.

Noch einmal erschien Schefika, um vor ihrer Abreise nach der Hauptstadt von ihren Freundinnen Abschied zu nehmen. Ihr Äußeres zeigte eine starre Ruhe und sie sprach mit so unbekümmerter Kälte

von ihrer Reise, daß die Frauen sich beinahe dadurch täuschen ließen. Nach dem Essen baten sie die Freundin, ihnen noch einmal vor ihrem Scheiden etwas vorzusingen. Schefika willigte ein, wenn es jenen recht wäre, einen Klagegesang statt der gewohnten Liebeslieder zu hören. Das Fenster stand offen und ließ den kühlenden Luftzug ein, und wie vormals in ihrem Landhause am Bosporus, lag Güzel Hanum auf dem Sopha, rauchte Cigaretten und ließ sich zur Erhöhung des erwarteten Genusses von einer Sklavin sanft die Fußsohlen kitzeln. Faïke hatte den Kopf in die Hände gestützt und ihre Augen folgten zerstreut den klassischen Linien der Bergzüge; aber ihr Herz war weit, weit weg und schwebte krank von Heimweh auf den Klängen von Schefikas Liedern sehnsüchtig dem fernen Vaterlande zu.

Schefika begann; sie sang keines der bekannten Lieder, keine Ghasele, keinen neckischen Liebesgesang; Text und Melodien entquollen improvisiert ihrem Herzen. Anfangs war ihre Stimme leise und zitternd, aber immer fester und sicherer erschollen die überirdisch schönen Töne, die sich bald zu dem märchenhaften Wohlklange ihres herrlichen Soprans entfalteten. Niemals hatte Schefika so schön gesungen; die Sklavin vergaß ihre Aufgabe und lauschte offenen Mundes, Güzel vergaß die Cigarette, ja

Faïke vergaß ihr Heimweh, indem die Sängerin sich zu immer kühnerer Höhe aufschwang und sich förmlich auf dem flutenden Meere der in unerschöpflicher Fülle hervorperlenden Laute wiegte, bald jauchzend und jubelnd, wie die in dem lichten Sonnenschein aufsteigende Lerche, bald klagend und schluchzend wie die Nachtigal im schattigen Rosengebüsche, und endlich in klagende Harmonien ausklingend, wie des sterbenden Schwanes letzter Gesang. Die bezaubernden Töne hatten das ganze männliche Personal des Konaks bis vor die Haremsthür herangelockt; selbst die Soldaten, welche am Portale des Konaks den Wachtdienst versahen, vernachlässigten ihre Pflicht, lehnten ihre Gewehre an die Wand und liefen nach der verlockenden Stelle, um den Haufen der Zuhörer zu vergrößern und sich den Ohrenschmaus zu gönnen.

VI.

Es war das letzte Mal, daß Schefika gesungen hatte.

Noch während des Honigmonats Naschids und Asmas erbat Schefika sich die Erlaubnis, nach Stambul zurückkehren zu dürfen, um wenigstens nicht Zeuge des Glückes der beiden Verliebten zu sein. Mit Vergnügen wurde diesem Wunsche entsprochen.

An einem unfreundlichen regnerischen Tage traf die arme Schefika wieder in Stambul ein. Noch

ehe sie nach dem von ihrem ersten Manne ihr hinterlassenen „Jali" gelangte, stand sie stundenlang auf der Stambul mit Pera verbindenden Brücke, den hin- und herrauschenden trüben Fluten des Bosporus zuschauend. Einst und jetzt! . . . . Wie gut war eigentlich ihr erster Mann gewesen und wie wenig hatte sie es ihm gelohnt. Wie wahr ist das arabische Sprichwort: Ewel bahtek, karasi tahtek (Erstes Glück, Schemel unter deinen Füßen), tani bahtek, diri wahtek (zweites Glück, paß auf), talit bahtek, mittel el sedik al tarik (drittes Glück, wie eine Freundschaftsbegegnung auf dem Wege). Zwar nur ein zweites „Glück" war ihr zu Teil geworden, aber wie böse war das schon gewesen. Sie hatte die Mahnung nicht befolgt, den veränderten Zeiten keine Rechnung getragen: „nicht aufgepaßt". Schefikas bewegtes Gemüt mochte vielleicht dieselbe Empfindung hegen, wie der Dichter, welcher in so elegischen Worten den Bosporus besang:

Wer zählt, o Bosporus, Dein Heer
Von ewig neuen Wellen?
Doch dieser Wogen sind noch mehr,
Die mir den Busen schwellen.

Es schweben über Deinem Schoß
Auf weißen Mövenschwingen
Die kleinen Seelen ruhelos
Verstohlner Sünderlinge.

So fliegen über meiner Flut
Verstoßne Liebesträume,
Sie jagten einst mit tiefer Glut
Und jagten doch nur Träume.

Die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne, sowie die neugierig sie musternden Blicke der Vorübergehenden mahnten sie, sich aufzuraffen und ihr verödetes Heim aufzusuchen.

Hier verlebte die arme Verlassene, in ihrem „Jali" an den blauen Wellen des Bosporus, den kurzen Rest ihrer Tage in tiefster Stille und Zurückgezogenheit.

Ohne sichtbare Krankheit schwand sie dahin. Die Ärzte würden zwar ohne Zweifel einen barbarisch klingenden Namen als Todesursache gefunden haben, welche diesem reinen und leidenschaftsvollen Leben ein Ende machte. Anders urteilte ihre treue Freundin Faïke. Als sie die Trauerbotschaft erhielt, eilte sie zu Güzel Hanum und teilte ihr unter überströmenden Augen mit, daß Schefika „am gebrochenen Herzen" gestorben sei.

Die arme Schefika hat nun Muße, unter dem Schatten der Cypressen über die Unbeständigkeit der Männer Betrachtungen anzustellen, während die lautlose Stille nur von den Scharen krächzender schwarzer Krähen gestört wird, welche ihr Nachtlager in den düstern Bäumen aufsuchen.

Raschid verlebte seine Tage neben seiner jungen Frau in stupider Behaglichkeit. Stieg einmal die Erinnerung an seine Nachtigal in ihm auf, so sprach er sich mit der ganzen Undankbarkeit seines beschränkten Herzens von jeder Schuld frei. Das Kismet!

Zuweilen mühte er sich auch mit abergläubischem Eifer ab, die geheimnisvollen Zeichen zu entziffern, die Gottes Finger in irgend einen Schädel, der ihm aufstieß, eingegraben hatte, und sagte dann: „Gewiß eine verwünschte Schrift dieser Art hat das Leben meiner Schefika verkürzt! — La Ilah illa Allah; — Mohamed resul Allah!" (Das mohammedanische Glaubensbekenntnis: „Es giebt keinen Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet.")

Aber gemach, Raschid Bej! Schon naht die Stunde der Wiedervergeltung, die Wogen der Civilisation klopfen auch hier an die Thür des Reichs. Man munkelte bereits davon, daß man nur auf eine geeignete Gelegenheit warte, um sich des unwissenden Obersten zu entledigen, da es allgemein bekannt wurde, daß er die ihm vorgelegten amtlichen Schriftstücke verkehrt in die Hand nahm (das Kopfende nach unten) und sich ihnen gegenüber stillschweigend verhielt.

So wirst Du diensteifriger und verschwiegener

Sekretär für die grausame Behandlung des treu- und herzlosen Raschid durch das Kismet gerächt.

Hier finden die Worte Longfellows den richtigen Platz:

Gods mils grind slowly,
But they grind exceeding well.

VII.

Wieder sind Jahre vergangen. Das Leben mit seinen Kreuz- und Querzügen hat die beiden Freundinnen, die dicke Hanum Effendi Güzel und Faïke Hanum in Aleppo zusammengebracht. Sie sitzen sich im Harem Güzels gegenüber und scheinen sich Gegenstände von der höchsten Wichtigkeit mitzuteilen; Güzel spricht anhaltend und eifrig, Faïke lauscht andächtig und mit blitzenden Augen ihren Worten. Es scheinen Enthüllungen sehr indiskreter Art zu sein, in denen Güzel sich ergeht: denn oft blickt sie nach der Thür, um sich zu versichern, daß keine unberufenen Ohren in Hörweite kommen. Aber sie kann unbesorgt sein, hier hat jeder Insasse so viel mit seinen eigenen Angelegenheiten zu thun, daß ihm weder Lust noch Zeit bleibt, sich um das Wohl oder Wehe seiner Mitmenschen zu bekümmern.

Seitdem wir Güzel zum letzten Male sahen, sind mehrere Jahre verflossen, in denen sie ein wenig seßhaftes Leben geführt. Die Unbeständigkeit

ihres Paschas war immer ärger geworden, ja er hatte es so weit getrieben, daß Güzel den Stachel, der darin für sie lag, nicht mehr fühlte. Zuerst hatte sie die Eifersucht begraben, und nur das beschämende Gefühl, eine andere sich vorgezogen zu sehen, war geblieben. Nach und nach stumpfte sich auch dieses Gefühl ab, und nun war sie da angekommen, wo der Pascha — gleich aufhören wird. Als das Gestirn seiner Lebenslust sich zum Untergange neigte, ging es für Güzel auf der andern Seite auf. Die vernachlässigte Frau fand Gelegenheit und nur zu willige Helfer, sich für die Untreue ihres Gatten zu entschädigen. Auf diesem breiten und blumigen Wege fröhlicher Weltweisheit war Stambul ihre Lehrerin, der Pascha ihr Vorbild gewesen.

„Ach," sagte sie mit einem Anklang von Bedauern in der Stimme, „da erst habe ich das Leben kennen und schätzen gelernt und eingesehen, wie unsinnig ich war, während so langer Zeit dem nichtigen Schattenbilde der Liebe des Paschas nachzujagen. Während ich mich mit seinem häßlichen Bartgestrüpp begnügte, welches ihm das Ansehen eines Igels gab, hätte ich die prachtvollsten Schnurrbärte haben können. Jetzt bedauere ich nur das eine, daß ich diesen Stein der Weisen nicht früher gefunden habe und mir jetzt nur noch wenig Zeit übrig bleibt, um das Leben zu

genießen. Um aber die vergeudete Zeit einigermaßen wieder einzuholen, bin ich auf den Gedanken gekommen, meine Gunst nicht immer ausschließlich einem Einzelnen zuzuwenden, sondern sie unparteiisch zwischen zweien zu teilen, wovon ich den einen aus der besseren Klasse, den anderen aus geringeren Leuten wählte. Leider kosteten mir meine Abenteuer furchtbar viel Geld und Geschenke, um das Stillschweigen vieler Schmarotzer, der Aiwasse (Diener), Frauen des Harems und Sklavinnen zu erkaufen, welche, wie es ja immer zu gehen pflegt, durch unglückliche Zufälle meines Geheimnisses teilhaftig geworden waren. Aber das war noch nicht das Schlimmste, einige wurden durch ihr Mitwissen so dreist, daß sie mich ohne Scheu, fast unter meinen Augen bestahlen, mir Sachen entwendeten, die dem schwarzen Igel — mit diesem Schmeichelnamen bezeichnete die würdige Dame ihren Gemahl — gehören; jetzt plagt mich Tag und Nacht die Furcht, daß er eines schönen Tages etwas von jenen weggekommenen Sachen verlangt. Da ist z. B. sein schönes silbernes Sattelzeug — was soll ich anfangen, wenn er es vermißt und mich danach fragt? Sage ich, daß es weg ist, bereitet er mir einen schönen kiamet gün (jüngsten Tag); aber was nützt es, mir darüber vorher den Kopf zu zerbrechen?

Die bösen Stunden kommen ebenso gut über uns, wenn wir uns vorher über sie zu Tode ängstigen, als wenn wir gar nicht an sie denken. Darum will ich diese peinlichen Gedanken verscheuchen und von etwas anderem reden. Doch nun genug von mir, jetzt, meine Löwin, erzähle Du mir, wie es Dir mit Deinem Asrail ergeht."

Faïke war seiner Zeit durch die eifersüchtigen Launen ihres Mannes furchtbar gepeinigt worden, darum hatte Güzel ihm diesen ominösen Namen, den Namen des Todesengels beigelegt.

Aber jenes bedenkliche Stadium war bereits vorüber, die Äquinoctialstürme der Eifersucht hatten ausgetobt und die Bande der vormals so fest geschnürten Schwingen Faïkes waren gelockert. Ihr einziger Kummer war jetzt nur noch die allzustarke Liebe ihres Mannes, die ängstliche Sorgfalt, womit er sie vor dem Anblick jedes profanen Männerauges bewahrte; so oft er in den Harem zurückkehrte, unterwarf er, überall Unrat witternd, die Sklavinnen Faïkes einem förmlichen Verhör, um von ihrem ganzen Thun und Lassen Kenntnis zu erhalten. Hat sie aus dem offenen Fenster in das Haus des Konsuls geguckt, um die Ungläubigen zu betrachten? Ist sie ausgewesen? Allein oder in wessen Begleitung? Hat sie draußen auch den Schleier unziemlich ge-

lüftet? u. s. w., u. s. w. Die Sklavinnen, in deren wohlverstandenem Interesse es lag, sich mit ihrer Herrin auf guten Fuß zu stellen, schworen Stein und Bein, daß derartige Vergehen nicht vorgekommen wären; dann beeilten sie sich das Examen Wort für Wort der Hanum mitzuteilen, welche dies Verfahren so erboßte, daß sie nach Frauenart darin einen Sporn fand, erst recht zu thun, was ihrem Tyrannen mißfiel, und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit mit eleganten türkischen Effendis kokettierte; doch beschränkte sie sich auf ein im ganzen ungefährliches Spielen mit dem Feuer; drohte dies Spiel ja einmal eine gefährliche Wendung zu nehmen, so steuerte sie ihr Lebensschiff mit größter Eile aus den Untiefen und Klippenreihen des bedenklichen Fahrwassers heraus. Als Faïke ihrer Freundin von solchen kleinen Pirateriеn und Escapaden erzählte, fand Güzel sie gegenüber ihren eigenen kecken Unternehmungen allzu harmlos und fade, jedoch meinte sie: „Du hast aber recht, denn Dein Asrail hat scharfe Zähne, und leicht könntest Du, wenn Du verfahren wolltest, wie ich, das unschuldige Vergnügen mit dem Leben büßen. Nur schade, daß Deine Jugend darüber so freudlos hingeht und die farbigsten und duftigsten Blumen am Rande seines Pfades ungepflückt und ungenossen verwelken. Und

unsere Männer? Haben sie ein Recht sich zu beklagen, wenn wir armen eingesperrten Vögelchen es in unserem vergoldeten Käfige nicht aushalten? Ich will garnicht davon reden, daß mein borstiger Igel durch Vernachlässigung und Untreue die gerechte Vergeltung herausfordert. Auch bessere Männer erleiden nur ihr verdientes Schicksal, wenn sie die goldene Regel nicht beachten: Halte Dir Deine Frau zur Freundin, denn sie ist die Hüterin der drei kostbarsten Güter Deines Daseins: Deiner Ehre, Deines Eigentums und Deiner Gesundheit."

Unter diesen Gesprächen war der Nachmittag vergangen; die Sonne neigte sich mit ihren Strahlen, es fing an Abend zu werden. Faïke hatte unter der fesselnden Unterhaltung vergessen, daß sie ausgegangen war, ohne, wie das Hausgesetz es vorschrieb, vorher die Erlaubnis ihres Gebieters eingeholt zu haben, und Güzel nicht daran gedacht, daß ihr Igel, der seiner verwitterten Gesundheit wegen einige Tage auf dem Lande zugebracht, heute zurückkehren sollte. Wie ein Posaunenruf am jüngsten Tage die Menschen mitten in ihren Sünden und Lüsten aufschrecken wird, so schreckte der plötzlich, wie ein Feuersignal im Harem von Mund zu Mund gehende Ruf: „Der Pascha kommt! Der Pascha kommt!" die beiden Freundinnen auf. Faïke hatte keine Zeit mehr sich

zu entfernen und mußte froh sein, vorläufig in einem kleinen anstoßenden Zimmer ohne Ausgang Zuflucht zu finden; kaum hatte sie sich darin verborgen, als der lebenslustige Pascha erschien, was sie durch das Schlüsselloch beobachten konnte.

Aber ist er es denn? Diese Ruine, diese langsam heranschleichende Gestalt mit dem trüben Blick aus erloschenen Augen, sollte sie wirklich jener schöne Mann mit dem prachtvollen schwarzen Vollbarte sein, den damals die von Lebens- und Liebeslust verklärt strahlenden Augen belebten? War es wirklich Güzels flatterhafter Gatte, so hatte die Natur seinen Leichtsinn noch schlimmer durch den Verfall seines Körpers, als seine Frau durch ihre Untreue gerächt. Aber er mußte es wohl in der That sein, denn ehrerbietig und demütig begrüßte Güzel ihn mit den Worten: „Ah Dschanim, Paschadschim (Ah, meine Seele, mein Pascha), laß mich Deine Füße küssen und vergönne mir, unter Deinen Fußsohlen zu sterben!"

Stumm und finster schüttelte der vormalige Haremslöwe seine gesprenkelte Mähne. Er sank mehr als er sich setzte in einen Lehnstuhl, den Güzel ihm diensteifrig hinschob, während er zwischen den Zähnen knurrte: „Uf, diese verwünschte Podagra!" Güzel schwirrte so beflissen um ihn herum, daß er davon

nervös wurde und ausrief: „Schon gut, meine Güzel, Mutter meiner Kinder, nun laß mich in Ruhe, ich bin so schrecklich erschöpft."

Da Güzel schon seit langer Zeit kein anderes Verdienst mehr in den Augen des Paschas besaß, als die Mutter seiner legitimen Kinder zu sein, so gab er ihr mit Vorliebe, wenn er freundlich mit ihr reden wollte, diesen darauf bezüglichen Schmeichelnamen.

Sie antwortete: „Ach Leben meines Lebens, pflege doch Deine für uns alle so kostbare Gesundheit. (Denn, dachte sie bei sich selber, woher Geld, wenn Du erst tot bist?) Ich traue Deinem jetzigen Arzte, dem ungläubigen Hunde mit dem langen blonden Barte, nicht, der aussieht wie ein Kehrichtbesen; wenn er es nicht versteht, Dich gesund zu erhalten, so jage ihn weg und nimm einen andern."

Die Brauen des Paschas zogen sich finster zusammen und drohend murrte er: „Wisse, daß dieser Arzt mein Lebensretter ist und ich es nicht leide, daß er in meiner Gegenwart mit Scheltworten angetastet wird. Darum lasse es, oder ich gehe aus dem Harem."

„Möchtest Du es doch!" seufzte die unfreiwillige Zuhörerin nebenan, die mit steigender Besorgnis ihren Heimgang so unliebsam verzögert sah, aber es

mußte Güzel daran gelegen sein, ihren Herrn und Gebieter bei guter Laune zu erhalten, denn sie lenkte alsbald ein. „Iki gösim Pascha, (meine beiden Augen, Pascha) so möge denn Gott ihn erhalten, den lieben Arzt, den Franken! Du hast recht, meine Seele, er ist ein vortrefflicher Mensch, weise und erfahren, unsere türkischen Ärzte sind nur Pfuscher."

Solch plötzlicher Umschwung in den Ansichten Güzels war dem Pascha nichts Neues. Deshalb legte er auch kein besonderes Gewicht darauf und sagte nur: „Es ist mir lieb, daß Du so schnell zur besseren Erkenntnis gekommen bist, Du zeichnest Dich immer durch Einsicht und Klugheit aus, Mutter meiner Kinder. Nun aber sage mir, was macht mein Sohn Refet Bey?"

„Gösimin Nuri, (Licht meiner Augen) er ist wohl und verspricht in die rühmlichen Fußtapfen seines Vaters zu treten."

„Und was treibt meine Tochter, Nadire Hanum?"

„Sie betet für das Wohl ihres Vaters, Elmasim, (mein Diamant) auch spielt sie Kanun (eine Art Zither) mit solcher Geschicklichkeit, daß der Jude, ihr Lehrer, sich nicht genug darüber verwundern kann; sie scheint die Eigenschaft, so schnell zu begreifen, wohl von ihrem Vater zu haben. Auch unterhält sie sich viel mit Lesen und Schreiben. Außer-

dem erlaube ich mir, Dich darauf aufmerksam zu machen, daß sie ein neues Kleid braucht, damit sie nicht genötigt ist, wie ihre Mutter es bei der Hochzeit Essad Effendis thun mußte, von Fremden Kleider zu leihen. Du weißt ja, daß nächstens wieder eine Hochzeit stattfindet."

„Welche?"

„Der Tochter des Obersten Tahir Bey."

„Gut, da nimm und kaufe für Dich und sie. Aber thue mir den Gefallen und sei recht sparsam; die Kaïmé (das türkische Papiergeld, dessen Entwertung eine beinahe unglaubliche, an die französischen Assignaten erinnernde Höhe erreicht hatte) haben uns allen das Rückgrat gebrochen, groß und klein."

Mit Behagen zählte Güzel die lieben Einhundert-Piaster-Kaïméscheine, indem sie im Stillen folgendermaßen rechnete: „Einhundert für den schönen blonden Hassan Agha, den Leibdiener des Paschas. Der Ärmste klagte mir, daß er nur die allerfeinste Sorte Tabak vertragen könne. Ein Hundert-Piasterschein, um die Schnapsverkäufer, (Branntwein wird von vielen Gläubigen nicht für verboten erachtet, und wird daher ebenso, wie Bier und Sekt, ohne Skrupel getrunken; Kenner der türkischen Verhältnisse schreiben die auffallende Abnahme der osmanischen Bevölkerung, namentlich in vielen Teilen Anatoliens dem zu-

nehmenden Branntweingenusse zu), die quälenden Gläubiger meines Bruders zu beruhigen; ein Schein für mich zu Tabak; das übrige Geld jemisch parasi (Obst= oder Nadelgeld). Zu der Hochzeit bei Tahir Bey muß mir diesmal die Frau des Kavallerie=Rittmeisters ein Kleid leihen, sie hat sich erst vor kurzer Zeit ein schön rosafarbenes machen lassen. Für meine Tochter hoffe ich eins von der Frau des fränkischen Doktors zu erhalten; der Hund frißt so wie so alles Geld des Schwarzen auf. Die Kleider sind doch mit seinem Gelde bezahlt, daher kann sie meine Tochter auch ganz gut tragen."

„Auch ersuche ich Dich," hub der Pascha, durch die Hingabe der Kaïméscheine nicht heiterer gelaunt, und von unglücklichen Ahnungen betreffs ihrer Bestimmung gequält, wieder mit mürrischer Stimme an, „von diesem Gelde Deinem Bruder nichts zu geben, damit er sich nicht so viel betrinkt. Ich hatte gehofft, daß es mir gelingen würde, einen Menschen aus ihm zu machen. Aber er ist der würdige Sohn seines Vaters, und zu meinem größten Verdruß muß ich hören, daß er sich während meiner Abwesenheit fortwährend im Zustande der Trunkenheit befand und daß die Nachbarn sich darüber beklagen, daß er die Nachtruhe des Quartiers störe."

„Gösimin bebei, (mein Augapfel), wenn der

Lump nur erst tot wäre! Obgleich ich tagtäglich den lieben Gott anflehe, uns von ihm zu befreien, sehe ich mit Schrecken, daß er nur immer dicker und fetter wird und meine Verwünschungen zu nichts nützen, der Nacken wird jeden Morgen breiter anstatt magerer, so daß man nächstens darauf wird tanzen können. Der liebe Gott erhört mich gar nicht mehr; es kommt mir fast vor, als wenn er taub geworden wäre."

Hier näherte sich eine Sklavin und flüsterte der Hanum eine Botschaft zu, die Güzel an Faïke erinnerte. Dieser war, während der obige Dialog zwischen dem Pascha und seiner Frau stattfand, recht schwül zu Mute geworden. Unfehlbar mußte ihr kleiner, nun zum Pascha beförderter Haustyrann mittlerweile heimgekehrt sein und seine Ehehälfte vermissen, welcher die Zeit bis zur Erlösung aus der Haft unerträglich lang wurde. Nicht minderschlecht erging es Faïkes Begleiterin, Ume Hadschi, der Mutter des Adjutanten ihres Mannes, deren Obhut sie durch letzteren anvertraut war. Sie sah alles durch noch schwärzere Brillengläser als Faïke. Sie sah die Folge ihrer unvorsichtigen Gefügigkeit gegen die Bitte Faïkes, diese auf einem Ausgange zu begleiten, den der Gemahl derselben nicht durch sein Jawort genehmigt, sich und ihren Sohn

aus der fetten Sinekure vertrieben. Sie war es daher, die in ihrer Herzensangst und Not der Frau des Paschas, welche die Anwesenheit ihrer Freundin ganz vergessen zu haben schien, die Botschaft zukommen ließ, sie möchte den Pascha auf einige Minuten aus dem Zimmer entfernen, damit ihre Schutzbefohlene aus dem Gefängnisse herauskommen könnte. Kaum war der Pascha fort, so rüstete sich Faïke zum Aufbruch, verabredete mit ihrer Freundin noch schleunigst eine Zusammenkunft, falls nicht infolge der heutigen Escapade längere Haushaft über sie verhängt werden sollte, und eilte dann mit Ume Hadschi nach ihrem Käfig zurück.

Als sie in die Nähe ihres Hauses gelangten, strengten sie ihre Augen an, um zu sehen, ob die Ordonnanz des strengen Herrn Gemahls ihren Posten vor der Hausthür, wo sie sich immer befand, wenn die türkische Excellenz zu Hause war, schon bezogen hatte oder nicht. In letzterem Falle wäre ein Alpdruck von ihren Gemütern gewichen. Schon seit geraumer Zeit gingen sie eiligen Schrittes stumm neben einander her. Die Vorwürfe, welche Ume Hadschi ihrer Schutzbefohlenen gerne gemacht, kamen jetzt doch zu spät. Ihr einziges Heil sahen sie in dem Nichtvorhandensein einer Ordonnanz. Wie wollten sie dann laufen, bevor der Gefürchtete ihnen in den

Rücken fiele! Aber o weh! Beide hemmten plötzlich, wie auf Kommando, ihre Schritte und sahen sich wortlos, aber mit vielsagenden Blicken an. Denn wie eine rote Flagge von weitem bemerkbar, erschien das rote Fes des Postens, leuchtend im dunklen Rahmen der Hausthür des Käfigheims Faïkes. Was nun? Nach Hause mußte man gehen, mochte kommen, was da wollte! Wenn der Gebieter wenigstens im Selamlik und nicht im Harem wäre, wo er auf die Entsprungene lauerte! Aber auch dieser Hoffnungsanker riß, als der Adjutant seiner Mutter, sobald er sie kommen sah, entgegen ging und ihr zuraunte: „Pascha sehr ungnädig, Schwarze geprügelt. . . .“

Diese wenigen kurzen Worte bedurften keiner Erläuterung. Ume Hadschi zupfte Faïke am Jsar (der Mantel, den die türkischen Frauen beim Ausgehen tragen) und flüsterte ihr zu: „Erlaube mir, liebe Faïke, daß ich Dich hier verlasse, ich habe einer Frau in der Nähe eine notwendige Mitteilung zu machen.“ Darauf energischer Widerspruch Faïkes; sie durchschaute ihre Gefährtin, und nicht gesonnen, den drohenden Gewittersturm über ihrem Haupte allein austoben zu lassen, erwiderte sie: „Nachher magst Du thun, was Dir gefällt. Jetzt müssen wir erst den Pillaw, den wir gemeinsam gekocht, auch zusammen ausessen.“

Mit gesenkten Ohren folgte Ume Hadschi der zagenden Gebieterin in das gefährliche Revier des Harems. Was sie hier sahen, war nicht geeignet, ihr Herzklopfen zu verringern. Aus einem Zimmer des Erdgeschosses kam ihnen eine Schwarze entgegen, unheimlich leuchtete das Weiß der Augen im schwarzen Rahmen, drohende Worte stieß der große Mund mit den wulstigen, durch das Weinen noch mehr angeschwollenen Lippen aus: „Ihr geht ohne Erlaubnis aus, und für eure Schuld, ihr genußsüchtigen Weibsgesichter, müssen wir armen Sklavinnen büßen, aber wartet nur! Im Jenseits wird es anders sein, da werden wir die Herrinnen und ihr die Sklavinnen vorstellen. Ich habe schon zu Gott gebetet, daß er dem Pascha für die Prügel, die ich heute erhalten, seine Strafe zudiktieren möge. Möchte er doch so plötzlich sterben, wie der Salih Bey! (Am Schlagflusse.) Was hat er mich zu prügeln? Warum prügelt er nie seine Frau? Sind die Prügel denn nur für die Sklavinnen erschaffen?"

Faïke war allzusehr mit ihren eigenen Nöten beschäftigt, um auf die Worte der armen Feleknas (so hieß die Sklavin) zu achten und mit ihr wegen der Verwünschungen, die sie gegen den Herrn ausstieß, ins Gericht zu gehen; sie bewahrte sich die Rüge bis zu einer gelegeneren Zeit auf; für den

Augenblick konnte sie sich kaum eines freudigen, wenn auch entsetzlich selbstsüchtigen Gefühls erwehren. Denn nachdem die geprügelte Feleknas dem Pascha als Blitzableiter seines Zornes gedient, mußte sein Grimm erheblich abgekühlt sein. Weiter oben kam Schesme-Nur (Augenlicht), eine andere Sklavin, ihrer Gebieterin entgegen, um ihr den Isar abzunehmen, wobei sie ihr im Flüstertone erzählte: „Der Pascha kam heute ausnahmsweise früh nach Hause; als er hörte, daß Du auswarst, kehrte er alle Deine Koffer, Kisten und Schränke von unten nach oben um, angeblich um eine Gießkanne zu suchen, aber wir sind nicht so dumm zu glauben, daß er unter Deinen Sachen eine solche sucht." Nachdem der Isar abgelegt, hatte Faïke keinen triftigen Grund mehr, die Nähe ihres erzürnten Herrn zu meiden. Zögernden Schrittes ging sie zu dem auf der Veranda sitzenden, finster blickenden Pascha, welcher sie mit drohendem Blicke musterte. Als ob sie es nicht bemerkte, legte Faïke ihr Antlitz in die freundlichsten Falten, die ihr zu Gebote standen, und flog auf den Gebieter mit den Worten zu: „Ach Pascha, verzeih, daß ich heute ausgegangen bin, ohne Dich um Erlaubnis zu bitten; ich habe heute früh, als Du weggingst, nicht daran gedacht. Ich hatte eine solche Sehnsucht nach Güzel Hanum, und da gehorchte ich den Ein-

flüsterungen des Iblis (Teufels), der mir zum Gehen riet. — Du bist mir doch darum nicht böse? Aber warum bist Du denn heute so früh nach Hause gekommen? Du bist doch nicht unwohl?"

Merkwürdigerweise gelang es Faïke, wie sie beabsichtigte, durch diesen Wortschwall ihres grimmigen Mannes Zorn zu besänftigen. Er begnügte sich mit der boshaften Bemerkung: „Ich kam wohl früher nach Hause, als es der herumschweifenden Hanum gefiel?"

„O, Pascha, wie kannst Du nur so etwas denken? Mir thut es leid, daß etwas im Harem Dein Mißfallen erregt haben muß, da ich Feleknas weinen sehe . . ."

„Ja, ich habe sie geprügelt, und nächstens werde ich sie wohl einmal umbringen; ich suchte im ganzen Hause die Gießkanne, sogar in Deiner sanduk odasi (in den Häusern reicher Türken ist für Kisten, Kasten u. s. w. immer ein besonderes Zimmer, das sogenannte sanduk odasi oder Kistenzimmer, reserviert), in allen Deinen Kisten, und meinst Du wohl, daß die faule Feleknas sich bequemt hätte, mit mir zu suchen?"

Wohlweislich unterdrückte Faïke ihren Unmut über diese Spürerei und sagte: „O Effendim, das thut mir so sehr leid; aber wie konntest Du auch auf die

Idee verfallen, in meiner sanduk odasi eine Gießkanne zu suchen?"

„Bah", lautete die unwirsche Antwort, „warum nicht? Den Frauen kann man alle möglichen Ungereimtheiten zutrauen. Sagt doch unser Prophet (den Gott segnen möge!) die große Wahrheit: 'Die Frauen haben lange Haare und kurzen Verstand!' Übrigens muß ich Dir die Mitteilung machen, daß ich beordert worden bin, mich in einigen Tagen nach der Wüste zu begeben, um die Äneze-Scheichs zu unterwerfen, und da mein dortiger Aufenthalt sich auf längere Zeit ausdehnen wird, so werde ich die Gelegenheit benutzen, um mich mit Gartenbau zu beschäftigen, und darum suchte ich die Gießkanne. Ferner erlaube ich nicht, daß Du während meiner Abwesenheit Deine Freundin Güzel so oft besuchst und auf die Terrasse gehst, um angeblich Luft zu schöpfen. Damit Du nicht in Versuchung gerätst, mein Verbot zu überschreiten, habe ich die Thür zur Terrasse vernageln lassen und dem harem kiaja (Haremswächter) befohlen, Dich nicht zu Deiner Freundin hinzuführen. Du darfst nur ins Bad gehen (was kein Türke verbieten kann), die siarets (Wallfahrtsorte), die fromme Frau Schevket Paschas besuchen, und damit Du keine überflüssige Zeit findest, den Einflüsterungen des Iblis zu lauschen, mehreremals

„chatim indiren‟.“ (Den Koran von A bis Z durchlesen.)

Faïke lachte, froh, daß das Eis gebrochen war, wodurch der Unmut des Isegrimms sich in diesen theoretischen Lufthieben erschöpfte. Sie dachte bei sich, sobald er erst fort sei, würde sie sich mit dem strengen Verbot schon abfinden.

Die arme Ume Hadschi, welche unten im Hofe in einer Ecke stand und mit Zittern und Zagen auf die bösen Folgen ihrer heutigen Unternehmung wartete, atmete erleichtert auf, als sie das Lachen hörte. Nun war alles gut; sie schrieb diesen glücklichen Ausgang dem Gelübde zu, welches sie ihrem Lieblingsheiligen Scheich Abdel Kadir Effendi gethan, während des Ramazan-Monats sieben Tage länger zu fasten.

„Ende gut, alles gut,“ so konnte die gemißhandelte Feleknas sagen, als dieser unter so traurigen Auspizien angebrochene Abend auch für sie einen unerwartet günstigen Ausgang nahm. Der Pascha tröstete sie mit dem Geschenk einer funkelnagelneuen Ghasi (eine kleine Goldmünze im ungefähren Werte von 4 Mark, deren die Frauen in Syrien, soviele sie erlangen können, aneinander reihen und wie eine Kette um den Hals tragen) und dem Argument, daß sie zwar Prügel, aber doch nicht von einem Fremden, sondern von ihrem eigenen Herrn erhalten habe.

Der Pascha huldigte der Devise: qui bene amat, bene castigat.

Der unerlaubte Ausgang Faïkes sollte aber dennoch böse Früchte tragen. Der Pascha zog die gelockerten Zügel straffer und Faïke wagte infolgedessen überhaupt nicht mehr, um die Erlaubnis zu irgend einem Besuche, geschweige denn zu ihrer interessanten Freundin Güzel, zu bitten. Sie dachte an das weise Wort: sabr mufta el feredj = „Geduld ist der Schlüssel der Freude" und — erwartete mit „Ungeduld" die in Aussicht stehende erzwungene Abreise des Despoten. Zuvor trat aber noch ein Ereignis ein, welches den Haß Feleknas gegen ihren Herrn noch mehr anschürte. Der Pascha war s. Z. beim Ankaufe Feleknas vom Sklavenhändler betrogen worden. Feleknas befand sich im Banne der jer altindakiler, eï saat de olsunler (jer altindakiler = die Unterirdischen, eï saat de obsunler = zur guten Stunde sei ihrer erwähnt. Letzteres ihre Ehrerbietungsformel) und das war eine heikle Sache. Allwöchentlich bekam sie den „Hal" (Anfall) und mußte dann jedesmal von der „Baschli" (Oberin) dieser Sekte mit „Tütsü" („Räucherung", bestehend aus Sandelholz, Moschus, Salz und Alaun, welches man in ein Räuchergefäß mit brennenden Kohlen wirft) enträuchert werden. Beim Anfalle rollte sie

sich wie ein Delphin im Wasser, schlug mit den Armen und Beinen um sich, raufte sich die Haare und wütete derartig, daß der Schaum ihr vor dem Munde stand.

Die von den Unterirdischen Besessenen teilen sich in zwei Kategorien: Baschlis = Häuptlinge und Karischiklis = Mischlinge. In größerem Ansehen als die schwarzen, stehen die weißen Besessenen, welche für Auserwählte Gottes gelten und regelmäßige Sitzungen abhalten. In Konstantinopel versammeln sie sich in Bachtsche Kapusi. Am Mittwoch die weiblichen Mitglieder. Will ein Mitglied in den Rang der Ältesten eintreten, wird es zu diesem Behufe in Gesellschaft eines kleinen Kruges Wasser, eines Gerstenbrötchens und einiger Rosinen als einziger Nahrungsmittel in ein Zimmer eingesperrt, in welches ihm außerdem noch ein Schaffell und ein mehrere Ellen langer Rosenkranz mitgegeben werden. „Chalwete girmek“ (in Clausierung treten) benennt man es. Nachdem der oder die Betreffende vierzig Tage eingesperrt geblieben ist — bei vielen wird sogar das Eingangsloch zu dem kleinen Gemach vermauert — kommt der jeweilige Scheich (Vorsteher), öffnet die Thür, deckt dem Fastenden ein grünes Tuch über den Kopf und führt ihn hinaus. Dann ist in der Regel von dem Gerstenbrot und den Rosinen noch etwas übrig. Um letzteres reißen sich

die Gläubigen, da es demjenigen, der sie verspeist, zu besonderem Segen gereicht. Bis dahin traf es sich immer so glücklich, daß gerade bei Heimsuchung Feleknas seitens der unterirdischen Geister der Pascha sich nicht zu Hause befand. So konnte der ganze Klimbim, den der Besuch zur Folge hatte, durch Faïke zur Zufriedenheit der Beteiligten erledigt werden. Unter Ume Hadschis (Mutter des Hadschis) Obhut wurde Feleknas, auf das Gesuch ihrer Mitsklavinnen, mit fünf Piastern — (eine Mark) Gebühr der Enträucherung — und weiterem Geld zum Ankaufe eines Schlachtopfers ausgerüstet, zur Baschli (Oberin) hingeschickt. Leider meldeten sich plötzlich die Unterirdischen zu einem Zeitpunkte, als der Pascha noch zu Hause war. Schesme-Nur eilte zu Faïke, damit die Sache programmmäßig ihren Verlauf nehme. Trotz der wiederholten Warnungen Faïkes, die Gäste nicht während der Anwesenheit des gestrengen Hausherrn zu empfangen, war es nun doch geschehen. Auf den Vorwurf Faïkes antwortete Schesme-Nur höchst erstaunt: „Die Unterirdischen fragen doch nicht um Erlaubnis, ob sie kommen dürfen oder nicht."

Kaum hoffend, daß die Sache sich glatt abwickeln würde, erbat Faïke doch von ihrem Gemahle die Erlaubnis, Feleknas unter dem sicheren Geleite Ume

Hadschis, zwecks Enträucherung, zur „Baschli" schicken zu dürfen. Aber da kam sie gut an.

Mit einem Satze, seinen Feldzugsplan in der Tasche, begab er sich zu dem Schauplatz des unliebsamen Ereignisses. Faïke, nichts Gutes ahnend, schlich zitternd nach. Auf Anordnung des Paschas mußten die Sklavinnen bis zum Wasserbassin, der sich in der Mitte des Lichthofes befand, Kette bilden und einen Eimer Wasser nach dem andern heranschaffen, welche er über die im Kampfe mit den Dämonen Geplagte ausschüttete. Erdfahl waren die Sklavinnen. Aber kein Schreien half, die Sturzbäder nahmen ihren Fortgang.

„Sage doch dem Pascha", wandte sich Schesme-Nur an Faïke, „er solle einhalten, sonst lähmen ihm die Unterirdischen Hände, Arme und Beine. Die verstehen keinen Spaß und kennen kein Ansehen der Person."

Der Pascha ließ sich aber nicht stören und die Unterirdischen wichen seiner zähen Ausdauer.

Als Feleknas bemerkte, daß vermehrtes Toben nur vermehrte Wassergüsse zur Folge hatte, blieb sie endlich regungslos pustend und keuchend liegen.

Ohne gelähmt zu sein, verließ der Pascha als Sieger den Schauplatz seiner Thätigkeit, aber — gefolgt von racheversprechenden, blitzenden Augen, welche

Faïke bis in's tiefinnerste Mark erbeben ließen. Doch blieben die Unterirdischen fortan aus. —

VIII.

Die kurze Zeit, welche Güzel und Faïke zu ungestörtem Beisammenleben in einer Stadt vergönnt war, nutzten sie nach Herzenslust aus. Faïke verstand es, das Gebot ihres strengen Gemahls in geschicktester Weise zu umgehen. Mit dem ersten Grauen des Morgens schon klopfte gewöhnlich Güzel an die Thür ihrer vertrauten Freundin, und dann wurden eifrig Beratungen gepflogen, wie man den Tag am besten verbringen könnte. Und zu diesem löblichen Streben fehlte es weder an Anlässen, noch an Abwechselung; da gab es zunächst eine lange Reihe empfangener Visiten, welche durch Gegenbesuche zu erwidern waren, sodann Gratulationsvisiten anläßlich der Ankunft neuer Weltbürger, Hochzeiten fanden statt, Ausflüge, Picnics und last not least gemeinsame Partieen zum Hauptvergnügen jeder Türkin: nach dem heißen Bade, wo man den ganzen Nachmittag verbrachte, kurz das jedesmalige Resultat dieser Morgen-Konferenzen war immer ein rastloses Herumirren in der Stadt. Endlich mußten die beiden lebenslustigen Freundinnen sich zu einem langweiligen Besuche bei Latife Hanum,

der Frau des frommen Scheffet Paschas, entscheiden, welche ihren Gatten mit einem Töchterchen beschenkt hatte. Latife Hanums Hauswesen galt für eine wahre Musterwirtschaft. Ebenso wie in Deutschland erkennt man auch im Orient die tüchtige Hausfrau an der gut gezogenen Dienerschaft. Güzel pflegte zu behaupten, daß Latife Hanum alle ihre Sklavinnen auf einem Draht hätte, dessen Enden sich in ihrer Hand befänden. Ein Wink, ein kurzes Wort genügte, um die Sklavinnen herbei zu citieren, die dann gleich Automaten mit zur Erde gesenkten Blicken und über die Brust gekreuzten Armen, des Befehls gewärtig, stumm und lautlos dastanden, um dann sofort das Aufgetragene flink und geräuschlos, wie **kara kundschulus** (eine Art Dämonen, die mit unsern Heinzelmännchen Ähnlichkeit haben), auszuführen. Im Hause herrschte stets die vollkommenste Ruhe, keine laute Stimme durfte sich vernehmen lassen. Der allmächtige, unumschränkte Herrscher war der Pascha-Gemahl, dessen leisester Wunsch sich zum Befehl gestaltete. Kam er nach Hause, fand das Umkleiden in einer Minute statt; eine der Sklavinnen zog ihm einen, eine zweite den andern Stiefel aus, während eine dritte den einen Fuß, sobald er vom Stiefel befreit war, eine vierte den andern Fuß mit dem

Pantoffel bekleidete. Eine fünfte entledigte ihn der Kopfbedeckung, nur das Vorrecht, ihm den Rock ausziehen zu dürfen, behielt sich die Frau vor. Ein weiterer dienstbarer Geist zog ihm den Hauspelz an, während ein anderer ihm die Zigarette reichte, die er in die linke Hand nahm, um mit der rechten die gleichzeitig dargebotene Tasse Mokka zu ergreifen. Dieselbe maschinenmäßige Ordnung herrschte in dem ganzen Hause, in den größten wie in kleinsten Dingen. Mit peinlicher Genauigkeit wurden die fünf täglichen Gebetstermine innegehalten, die größte Sorge darauf verwandt, in den Vorschriften des Korans kein Pünktchen über dem i unbeachtet zu lassen. Wie ganz anders dachte man über Gott Errahman Errahim (des Gnädigen und Barmherzigen) in diesem, als in dem Hause Güzels, wo man an ihn nur dachte, wenn man seiner Donnerkeile bedurfte und den Zorn über irgend eine mißliebige Person herabflehen wollte. Für Latife Hanums ganzes Thun und Denken waren die fünf Glaubensvorschriften: Sekkiat, Salawat, Rutsch, Hadsch und Kelame schehadet (Almosengeben, Gebet, Fasten, Pilgerfahrt nach Mekka, Glaubensbekenntnis) die Richtschnur. Hierüber versäumte die fromme Dame weder die Pflichten gegen ihr Hauswesen, noch gegen ihren Gemahl, sondern sie verstand es, den Aufenthalt im Hause für

jeden, besonders aber für den eigentlichen Herrn behaglich zu machen.

Zum Beispiel, wie angenehm berührte die peinliche Sauberkeit beim Eintreten in Latife Hanums Konak. Die Türken sind im allgemeinen reinlich, bei Latife aber war die Reinlichkeit bis an die äußerste Grenze des Möglichen getreten. Wie oft schüttelte sie verwundert den Kopf über die elegant angezogenen Europäerinnen, die sich doch nicht scheuten, den Saum ihrer schönen Kleider mit dem schmutzigen Straßenpflaster in Berührung zu bringen! Während diese ihre Kleider ohne Bedenken ellenlang nach sich schleppen ließen, ging sie sogar in dem reinlichen Haremshofe nur auf hohen Galenzen (eine Art hölzerner Sandalen auf beinahe einen Zoll hohen hölzernen Querleisten, die selbst einem sehr tiefen Schmutz gewachsen sind, das Gehen auf ihnen aber allerdings zu einer Kunst machen), um nicht die Sohlen ihrer Hausschuhe zu beschmutzen.

Die im ganzen Hause herrschende Ordnung und Ruhe, welche einem jeden, der es betrat, wie mit einem Hauche idyllischen Friedens anwehte, war übrigens nur der Abglanz des harmonischen Innern der Frau, bei welcher die Ergebung in den Willen Gottes nicht bloße Redensart und Theorie geblieben, sondern sich zu lebendigem, wohlthuendem Pflichtge-

fühl ausgebildet hatte. Ihr Vater war ein Pascha, der seinen Stammbaum bis zu den Zeiten Tamirlenks (Timur der Lahme, unser Tamerlan) hinauf leitete, und um die Tochter eines so angesehenen Hauses standesgemäß zu verheiraten, fanden die Eltern es für gut, das blühende zwanzigjährige Mädchen mit einem Pascha zu vermählen, der zwar eine ausnahmsweise sorgfältige Erziehung in Wien genossen, dabei aber mindestens dreimal so alt war wie die ihm zugedachte Braut. Wenn diese nun auch wahrscheinlich keine Liebe für ihren Gemahl empfinden konnte, so hatte sie es doch verstanden, diesen Mangel durch Liebesbeweise so zu ersetzen, daß es dem oberflächlichen Besucher niemals auffiel und man sie für die glücklichste ihres Geschlechts hielt. Sie selbst bezweifelte dies übrigens auch nicht; so wenig der Blindgeborene eine Ahnung hat von den Freuden der im himmlischen Lichte Wandelnden, so wenig wußte Latife von den Seligkeiten und Erschütterungen der Liebe; niemals hatte ein göttlicher Funke dieser die von Pflichtgefühl verschlossenen Pforten ihres Herzens gesprengt. Friedlich, still war die Signatur ihres Innern, Ruhe und Frieden das in ihrem Hause herrschende Doppelgestirn.

Nur der heutige Tag sollte eine Ausnahme von diesem Stillleben bilden; Tänzerinnen, Besucherinnen,

Musikantinnen erfüllten den ganzen Harem, und alle Gesichter glänzten vor Frohsinn; denn niemand mißgönnte der Hausfrau das Mutterglück, und das „nasar takim“ (Blitzableiter gegen das böse Auge), fing keine verderbenbringenden, neidischen Augenblitze auf. Davon zeugte auch das des Abends, nach Abgang der Besucherinnen, in ein Räuchergefäß mit brennenden Kohlen gestreute Salz. Es knisterte garnicht.

(Bei jeder Nation wird die Ankunft eines neuen Weltbewohners wohl als ein mehr oder weniger wichtiges, im ganzen Hause Unruhe veranlassendes Ereignis betrachtet, nirgends aber tritt dies drastischer hervor als bei den Türken, nirgends wird sie der Anlaß zu so ängstlichen Vorbereitungen. Schon Monate vorher werden die ausdrücklich für den Eintritt der interessanten Eventualität bestimmten, aus prachtvollen, mit Gold durchwirkten Stoffen bestehenden Betten und Decken zurecht gemacht. Weitaus das wichtigste ist aber die Herrichtung des „nasar takim“, des Amulets gegen den bösen Blick, welches aus einer Zusammensetzung derjenigen Dinge besteht, die sich als kräftige Blitzableiter gegen die Wirkung der scheel sehenden Blicke der Besucherinnen bewährt haben; da sind drei Cypressenzapfen, in ein durchbrochen gearbeitetes Perlensäckchen gelegt, ferner

eine Knoblauchsknolle in einem zweiten Perlensäckchen, einige lose blaue Glasperlen, endlich ein Stückchen Alaun: alle diese Gegenstände von erprobter Kraft werden zusammengebunden und an einem Streifen roten Tarlatans so an dem Kopf der Wöchnerin befestigt, daß das besagte Päckchen gerade in der Mitte der Stirn recht zur Schau und in einer Lage hängt, um alle bösen Blicke in erster Linie auffangen und unschädlich machen zu können. Über dem Bette der Kranken wird die Säbelklinge des Ehemannes — falls derselbe ein Offizier ist — aufgehängt, unter das Kopfkissen ein Koran gelegt, an das Fußende des Bettes der Besen angelehnt. Um dieses imponierende Aufgebot wohlthätiger Mächte gegen böse Geister, Zauberer und Menschen zu vervollständigen, wird am Tage der Entbindung an der Wand ein Brot, eine Zwiebel, eine Knoblauchsknolle, eine große, glatte, blaue Glasperle und ein Stück Alaun aufgespießt.) —

Eifrig wurde den Besucherinnen von dem in großen Kesseln brodelnden Festgetränk kredenzt, einem aus rotem Zucker, Kaneel, Zimmet, Nelken und Wasser bereiteten Gemisch, welches nur bei dieser Gelegenheit getrunken wird. So oft ein neuer Besuch eintrat, begrüßte ihn die Musik mit einem Tusch. Unter den Musikantinnen figurierte sogar die be-

rühmte Violinspielerin Aïscha, die heute zur Verherrlichung des „son gün“ mitwirkte. (Der letzte, sechste Tag nach der Geburt des Kindes, an welchem das Fest seinen Gipfelpunkt erreicht). Jede Besucherin wird an demselben mit Essen reichlich traktiert, welches vom frühen Morgen bis spät abends fertig zubereitet dasteht. Mit bewunderungswürdiger Virtuosität strich Aïscha die Saiten ihres Instruments und rührte die ohnehin für Musik so empfänglichen Gemüter der Türkinnen zu Thränen. Das Sprichwort, daß kein Prophet in seinem Vaterlande etwas gilt, war bei ihr in das Gegenteil gekehrt. Die übertriebene Verehrung, welche man ihrer Kunstfertigkeit in der Heimat zollte, war ihr, wie der Deutsche sagt, zu Kopf gestiegen, so daß sie auf den thörichten Gedanken verfiel, ihr Licht in weiteren Kreisen leuchten zu lassen und ihren Ruhm nach der Metropole zu verpflanzen. Aber nur allzubald kehrte sie von ihrer verunglückten Reise aus dem Lande des Ruhmes zurück. Denn dort gab es ihresgleichen in Hülle und Fülle, und was in ihrer Vaterstadt als eine Seltenheit galt, konnte man in jedem Café chantant der Hauptstadt bis zum Überdruß hören. So kehrte sie denn mit geschmälertem Beutel und erschüttertem Selbstbewußtsein heim.

Erst spät abends trennte man sich von der kösche kukla (Eckpuppe), wie sie die allezeit verschwenderisch mit Spitznamen herumwerfende Güzel benannte. Zuvor wurde ihnen noch beim Abschiede von der basch-kalfe (Mamsell) Latife Hanums die Botschaft überbracht, doch morgen freundlichst zum patsche-gün (Pfotentag) zu kommen. (Nach Beendigung von Festgelagen werden all' die Pfoten der geschlachteten Hammel nach Art unseres Eisbeins gekocht und dazu die Intimeren geladen.) Hungrig kehrten die beiden Unzertrennlichen nach ihren respektiven Haremskäfigen zur wohlbesetzten „Tabla" zurück, reichlich mit Stoff zu boshaften und tadelnden Bemerkungen über die lieben Freundinnen versehen, die man tagsüber mit den schönsten Schmeichelworten überhäuft hatte. („Tabla" eine runde messingene Platte, welche man auf ein fußhohes Stühlchen, unter dem zuvor das Tischtuch gebreitet wird, legt. Bei Ärmeren besteht die Tabla aus Holz. Nur ausnahmsweise essen selbst die reichsten Türkinnen an einem Tisch. Mit diesem europäischen Artikel können sie sich ebensowenig wie mit Messern und Gabeln befreunden. Sind einmal Europäerinnen bei ihnen eingeladen, so kommt allerdings der Tisch nebst den gedachten Utensilien zum Vorschein; behaglich fühlen sich die Türkinnen aber nur ohne diese bei der „Tabla".)

IX.

Während dieser ganzen Zeit brütete in Faïkes Harem ein böser Geist, der Geist der Bosheit und Rache. Die wegen des Vergehens ihrer Herrin geprügelte Sklavin hatte über dem Geschenk der kleinen Goldmünze die unverdiente Mißhandlung nicht vergessen und noch viel weniger die Sturzbäder, welche ihr der Pascha aus Anlaß des Besuches der hoch verehrten Unterirdischen hatte zu teil werden lassen. Und Faïke, die nicht den Mut gehabt, seine That zu verhindern? Er war doch so vernarrt in sie! Beide sollten es büßen, er und sie. Als die Excellenz abreiste, ergab sich bald die günstige Gelegenheit, den teuflischen Plan der Sklavin, den General, in seinem Liebling zu treffen, zur Ausführung zu bringen. Bevor er abreiste, band er den Sklavinnen die Pflege Faïkes auf die Seele und versprach, alle bei seiner Rückkehr reichlich zu belohnen.

Wir haben bereits gesehen, welche Berücksichtigung die Bitten des Paschas bei seiner Gattin fanden, aber noch schlimmer kam er bei den Sklavinnen an. Auch Faïke gab sich in Bezug auf die Schwarzen der seltsamen Täuschung hin, daß die gute Behandlung, welche sie ihnen zu teil werden ließ, ihr deren Liebe verschaffen müßte, und daß die Schmeichelworte, mit denen sie verschwenderisch

von ihnen bedacht wurde, aufrichtig gemeint seien. Sie lebte noch nicht lange genug mit schwarzen Sklavinnen zusammen, um die Tücke und den trotzigen Eigensinn ihres ebenso verschlagenen wie grausamen und rachsüchtigen Charakters von Grund aus zu kennen, denn es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß man unter den Schwarzen die Ideale aus Miß Beecher-Stowes Onkel Tom vergebens sucht, es wäre denn, daß die in Amerika aufgewachsenen Schwarzen von den echt afrikanischen ganz verschieden seien. Selbst die besten der in Frage kommenden Stämme, sogar die ihrer Sanftmut wegen gepriesenen Abessinier sind weit davon entfernt, jenes in arkadischen Hainen erträumte Ideal zu erreichen. Das schändliche Vorhaben der schwarzen Felefnas fand in einer herumschweifenden egyptischen Wahrsagerin die gewünschte Hilfe. Gegen eine Okka (= 1¼ Kilo) Weizen und altes Brot, um sich daraus Busa zu bereiten (Busa ein berauschendes, bierartiges Getränk, welches aus angefeuchtetem Weizen und im Wasser aufgeweichtem gegorenen alten Brot besteht, und das man nach erfolgter Gärung mit Zucker oder mit Silan-Dattelsaft vermischt. Die Schwarzen haben es aus ihrer Heimat nach Egypten und Arabien gebracht, von wo es sich über den ganzen Orient verbreitet hat) lieferte sie der Sklavin Rattengift genug, um hundert Faïkes vergiften zu können.

Durchstreife nur die Stadt, Faike, höre nicht auf den wohlgemeinten Rat Deines angeblichen Tyrannen! Dein Lohn erwartet Dich: bereitet man Dir doch zu Hause Dein Lieblingsessen, das köstliche arabische Nationalgericht kubbe meschoie. (Klöße aus feinem Weizenmehl, mit zu Muß gestoßenem rohen Fleische und rotem Pfeffer vermischt. Man unterscheidet kubbe neï (rohe Klöße), welche roh gegessen; kubbe mechoie (geröstete Klöße), welche auf dem Bratrost oder am Spieß geröstet oder auch in Butter gebraten; kubbe lebenie (saure Milch-Klöße), welche in saurer Milch gekocht; kubbe mechie (gefüllte Klöße), welche ausgehöhlt, mit Nüssen, Fettwürfeln und Zwiebeln gefüllt; kubbe hamud (saure Klöße, welche in Essig oder Sumak, einem Extrakt aus den sauren Kernen der Granatäpfel, gekocht werden).

Da der hungrigen Faike die Ankunft der tabla mit dem Essen zu lange dauerte, begab sie sich in Begleitung ihres ebenfalls hungrigen schwarzen herrlichen Windspiels Kotur (auf kurdisch Glasperle) in die Küche, um nachzusehen, warum ihrem Befehle, das Essen aufzutragen, noch nicht nachgekommen sei. Da standen die Sklavinnen mit ihren wie schwarzer Sammet glänzenden Gesichtern mit den unheimlich glitzernden Augen, vom Scheine des Feuers beleuchtet und emsig bratend! „O meine

Herrin," rief die Köchin beim Anblick der hereintretenden Gebieterin, „Du Arme bist wohl hungrig? Doch siehe, was für schöne Kubbe ich Dir bereitet habe, die werden Dir herrlich schmecken! Nimm und koste." Mit diesen Worten reichte sie Faike einen der saftig und verlockend aussehenden, hochrot gebratenen Kubbes. Ein bittender Blick aus den treuen Augen Koturs — und Faike gab ihm den ersehnten Leckerbissen, den das Windspiel mit Ungestüm verschlang, aber nur, um ihn mit demselben Ungestüm schleunigst wieder aus dem Rachen fallen zu lassen und mit der größten Aufmerksamkeit zu beschnuppern. Dies merkwürdige Gebaren erweckte Faikes Besorgnis, und anstatt die ihr geschäftig dargereichte zweite Kubbe selbst zu verzehren, gab sie sie wiederum dem mißtrauischen Hunde. Diesmal war das kluge Tier so vorsichtig, die dargereichte Gabe erst zu beriechen; das Ergebnis der Untersuchung schien wiederum nicht zu Koturs Zufriedenheit auszufallen, denn ebenso wie die erste, wurde auch die zweite Kubbe verschmäht. Von ihren schwarzen Mitschwestern unbemerkt, sammelte Faike die am Boden liegenden, von Kotur verachteten Klöße auf und entfernte sich nachdenklich aus der Küche, um die ominöse Speise auf ihrem Zimmer noch einer Untersuchung durch die Spürnase des Wind-

spiels zu unterwerfen. Dasselbe Spiel wiederholte sich, die Klöße wurden umgewendet, herumgekugelt, beschnuppert, aber nicht angerührt. Faïke beschwichtigte an diesem Abend ihren Hunger mit trockenem Brot und blieb infolgedessen gesund, so daß Feleknas und die von ihr ins Vertrauen gezogene Schesme-Nur zu ihrem größten Ärger und Erstaunen den mörderischen Plan vereitelt sahen.

Während Feleknas auf neue Pläne sann, um den Lebensfaden der verhaßten Gebieterin abzuschneiden, kehrte früher, als man erwartet, der Hausherr zurück und vereitelte vorläufig die verbrecherischen Absichten der Sklavinnen, aber nur auf kurze Zeit. Sie wurden bald wieder aufgenommen, mit dem Unterschiede jedoch, daß man sie erweiterte und das Todesurteil auch über Faïkes Gatten verhängte. Nach längerem Besinnen entschieden sich die Sklavinnen dafür, mit beiden ein Auto da fé zu veranstalten.

Die Nacht, die alte Beschützerin der Diebe, brach herein. Faïke schlief, von keiner bösen Vorahnung gequält, den Schlaf der Übermüdung; denn lange Zeit konnte sie nicht einschlummern, indem sie unruhig überlegte, ob sie dem so sehr gefürchteten Manne ihr jüngstes Erlebnis erzählen oder es verschweigen sollte, um den Sklavinnen den Schmerz und sich den widerwärtigen Anblick der verdienten Züchtigung

zu ersparen. Endlich war sie vor Abspannung und Ermüdung eingeschlafen, ohne einstweilen einen andern bestimmten Entschluß gefaßt zu haben als den, am andern Morgen zunächst ihrer Busenfreundin alles haarklein anzuvertrauen.

Nun begann ein emsig unheimliches Treiben in Faïkes san duk odasi (Kistenzimmer). Wie Ameisen, diebische Hamster oder Elstern schleppten Feleknas und Schesme-Nur verschiedene Gegenstände aus Faïkes Kisten und Schränken herbei und verpackten sie in ein großes Bündel. Nicht alles wurde der Aufnahme in dasselbe würdig erachtet; nur glitzernde Sachen, nur kostbare persische Shawls und seidene Gewänder fanden vor den Augen der Schwarzen Gnade.

Schlafe nur weiter, sorglose Faïke! Bleibe nur bei Deinem arglosen Vertrauen, das Dich veranlaßte, Deine Kisten und Kasten offen zu lassen! Sieh nur, zwei große Bündel mit Deinen schönsten Besitztümern sind schon fertig. Helle Freude lacht auf den Gesichtern der Schwarzen! „Alles jetzt unser!"

Nun huschten die Schwarzen, leise auf den Zehen gehend, nach dem Schlafzimmer ihrer Gebieter. Tiefe Stille herrschte in dem Gemache, dessen Thür der tropischen Augusthitze wegen weit offen stand. Ungestört konnten die stechenden Augen der rachedürstenden schwarzen Verschworenen sich an dem Anblick

ihrer auserkorenen schlafenden Opfer mit Blicken weiden, wie sie wohl ein Wolf blutlechzend auf seine wehrlose Beute wirft. Ein Wink von Feleknas, und ihre Helfershelferin, der besondere Liebling Faïkes, brachte ein Bund Kienholz herbei, welches behutsam hinter die Thür geschoben wurde. Den Atem anhaltend und die von der schönen stillen Pracht des Vollmondes taghell beleuchteten friedlichen Schläfer nicht aus den Augen lassend, vollendeten sie ihr Teufelswerk, indem sie dem Kienholze rotglühende Kohlen zugesellten. Als die harzigen Scheite anfingen zu knistern, begaben sich die Schwarzen eilenden Schrittes nach dem Kistenzimmer, um die beiden strotzenden Bündel auf die breiten Schultern zu nehmen. Die Bündel waren aber so schwer, daß die beiden unter der süßen Last ächzen mußten. Die umsichtige Feleknas versäumte nicht, auch dem Brotschrank zuzusprechen, um Proviant auf den Weg einzustecken.

Und jetzt fort, der Freiheit und Lust entgegen! Sind denn die seidenen Gewänder, die goldenen Geschmeide nur dazu da, um von den Jaurt-Gesichtern (Jaurt = geronnene Milch) getragen zu werden? Nur noch eine Mauer trennte sie von der goldenen Freiheit; dies letzte Hindernis war bald durch Tische und darauf gesetzte Stühle, sowie vermittelst einiger

Stricke überwunden, um sich an der andern Seite der Mauer herunterzulassen. Noch lag die ganze Stadt im tiefen Schlummer. Wohin sollten sie sich wenden? „Zu einem Christen", dachten sie, „wollen wir zuerst Zuflucht nehmen. Die Christen sind ja die eifrigsten Verfechter unserer Rechte und die Gegner unserer Unterdrückung durch die Muselmänner, sie werden sich freudig und willig der armen Sklavinnen annehmen." Wie gedacht, so gethan! Ein reicher und mächtiger Notable war es, zu dem sie ihre Schritte lenkten. Der Weg dorthin blieb nicht ohne Furcht und Gefahr; die unerwartete Erscheinung eines ihnen entgegenkommenden Bediensteten Faïkes verursachte ihnen für einige Augenblicke heftiges Herzklopfen. Kopfschüttelnd sah Mansur den vorübereilenden Gestalten nach. „Wie erschreckt sahen diese Weiber aus! Gewiß entlaufene Sklavinnen — und sie glichen an Gang und Haltung ganz den unsrigen!" Aber Dank der verhüllenden Tracht ging diese Gefahr, vorzeitig erkannt zu werden, an den Flüchtenden vorüber, und frohlockend setzten sie ihren Weg fort.

. . . .

. . . .

Kehren wir jetzt zu Faïke und ihrem Manne zurück. Das trockene Kienholz war bald in Brand

geraten und hatte auch bereits die Thür, welche die Schlafenden vom Feuertode trennte, in Mitleidenschaft gezogen; sie glühte, verkohlte und wartete nur auf einen kleinen Luftzug, um in hellen Flammen aufzuschlagen, aber dieser Luftzug kam nicht. Der Wind blieb mitleidig aus und ließ seinen alten Bundesgenossen, das Feuer, im Stich. Es verlosch, ohne Schaden angerichtet zu haben, und abermals war das anfänglich so ersprießlichen Fortgang verheißende Unternehmen der Schwarzen mißlungen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die unbewußt dem Feuertode Entronnenen erwachten. Nichts ahnend gingen sie, ihren Morgenimbiß wie gewöhnlich unter dem blühenden Jasminbaum einzunehmen, aber siehe da! — der sonst um diese Zeit mit Leckerbissen beladene Frühstückstisch sah heute kahl und öde aus. Ein solcher Verstoß gegen das häusliche Herkommen schien dem Gebieter ungeheuer. Zürnend wandte er sich an die erstaunt drein schauende Faïke und rief rollenden Auges und aufgebrachten Tones: „Was ist das? Was soll das heißen? Das sind die Folgen Deiner Gutmütigkeitsmethode!“ Erschrocken und zitternd ging Faïke, um die fahrlässigen Sklavinnen aus dem vermeintlichen Langschlafe zu wecken, aber nur das Echo antwortete auf ihre wiederholten Rufe. Die neben der Gartenmauer

aufeinander gestellten Tische und Stühle verrieten mit ihrer stummen Beredsamkeit den Weg, den die Sünderinnen — die leeren Behälter im Kistenzimmer nicht minder beredt, was sie mitgenommen hatten. Traurigen Herzens betrachtete Faike das Bild der Verwüstung, welches sich ihren Augen darbot: die gähnenden Öffnungen und die Unordnung der durchwühlten Kisten. Verschwunden war die ganze Herrlichkeit, die Pracht der funkelnden Geschmeide, der Glanz der kostbaren Staatskleider! Was wird Güzel dazu sagen? Sollte sie mit ihren pessimistischen Ansichten über den Charakter der Schwarzen Recht gehabt haben? Mittlerweile hatte der Hausherr als ein Mann der That einige frische Stöcke schneiden und ein Paar Fußfesseln bringen lassen, denn daß man der Flüchtigen wieder habhaft werden würde, unterlag bei ihm nicht dem geringsten Zweifel; daß sie aber so bald wieder zum Vorschein kommen würden, wie es in Wirklichkeit der Fall war, hatte er allerdings nicht erwartet. Noch ehe er sich ernstlich daran machte, die Hetzjagd auf die Entsprungenen zu beginnen, kam von Seiten desjenigen Mannes, in dessen Schutz sie sich begeben hatten, ein eilender Bote mit der Anzeige, daß die beiden geflüchteten Sklavinnen in aller Frühe, mit zwei Bündeln beladen, bei ihm eingetroffen wären und

nunmehr dem rechtmäßigen Eigentümer zur beliebigen Verfügung ständen. Die armen verblendeten Mädchen hatten vergessen, daß derjenige, dessen Schutz sie anzurufen gedachten, nicht ein Europäer, ein den Schwarzen wohlgesinnter und ihre Menschenrechte verfechtender, sondern ein orientalischer Christ wäre, ein schwerwiegender Unterschied, da letzterer mit der schwarzen Rasse zu genau bekannt, meistenteils auch selbst das Opfer ihrer oft keineswegs harmlosen Eulenspiegeleien geworden ist, um sich in Bezug auf sie in idealen Theorien zu ergehen. Wer je einen unbändigen Maulesel besessen, kann sich von dem liebenswürdigen Charakter der Schwarzen eine annähernd richtige Vorstellung machen.

Vorsorglich wurde jetzt Faïke unter Verschluß gebracht, damit durch sie der bevorstehenden Exekution kein Hindernis bereitet würde. Gesenkten Hauptes und schleppenden Schrittes, beladen mit den beiden großen Bündeln, langten jetzt die Flüchtlinge unter Mansurs Eskorte wieder in dem von ihnen zum Feuer verurteilten Hause an. Stumm und mit haßerfüllten Blicken standen sie vor ihrem Richter; sie wußten, was ihrer harrte und daß ihnen mit dem Maße wieder gemessen werden würde, mit dem sie gemessen hatten. Unerbittlich fielen die frisch geschnittenen Stöcke in der Hand des improvisierten

Scharfrichters Mansur mit sausenden Schlägen auf den Rücken der Hauptschuldigen Feleknas. Ohne einen Laut von sich zu geben, erduldete sie die Züchtigung mit zusammengepreßten Lippen. Schesme-Nur hingegen brach in heftiges Weinen aus und rief, indem sie sich vor ihrem Herrn niederwarf und seine Füße küßte: „Gnade, o Herr! für mich und sie! Es ist ja nicht unsere Schuld, sondern die des Teufels, dem wir unser Ohr geliehen haben! Wir werden es aber nie wieder thun." Da Schesme-Nur der Liebling ihrer Gebieter war, so wurde ihr Verzeihung unter der Bedingung zugesagt, daß sie alle Einflüsterungen des bösen Teufels beichtete. Und sie that es. Wild zuckte es bei ihren Enthüllungen im Gesichte ihrer Mitschuldigen auf, deren größter Kummer es vielleicht war, daß jene nicht dieselbe Strafe erleiden sollte, wie sie. Denn nachdem des strengen Herrn erster Zorn sich gelegt, schenkte er, von Dank gegen die Vorsehung erfüllt, der zweiten Sklavin die Strafe und ließ sich sogar herbei, sie im Hause zu behalten. Feleknas dagegen wurde verbannt, da es denn doch zu gefährlich erschien, mit einem Menschen zusammen zu hausen, der den argen Einflüsterungen des Teufels Gehör lieh. Es wurde also der mit einem riesigen Turban bekleidete Sklavenhändler Hadschi Bekir herbeigeholt und ihm das lebensgefährliche

Individuum Feleknas zum Verkauf übergeben. Als alle ihre Bitten, im Hause bleiben zu dürfen, nichts halfen, geriet sie in knirschende Wut und ließ diese mit Kratzen und Beißen an dem armen Hadschi Bekir so kräftig aus, daß dieser froh war, als er sie baldigst für einen Spottpreis verkaufen konnte.

Während nun Faike die wiedergefundenen Herrlichkeiten fröhlich in Kisten und Kasten verpackte und Betrachtungen darüber anstellte, wie doch in dieser Welt Güte und Liebe so selten mit Gegenliebe und Dank belohnt werden, sann der Hausherr auf Vermehrung des Arsenals schlanker Stöcke, indem er dachte: „Ich bin doch noch viel zu gut und muß mich größerer Strenge befleißigen. Des Menschen Dichten und Trachten ist böse von Jugend auf; die Rute aber ist, wie mein fränkischer Freund zu sagen pflegt, der wahre Jakob!"

Güzel aber bedachte ihre Freundin, als sie das Vorgefallene aus ihrem Munde vernahm, mit einer ganzen Predigt, deren Quintessenz war: „Nimm Dir ein Beispiel an mir: einer trotzigen Schwarzen habe ich mit dem Beile eine Hand abgehauen, einer anderen mit der Mörserkeule ein Loch in den Kopf geschlagen, eine dritte so geprügelt, daß sie sich in den Brunnen stürzte. Die Schwarzen sind nicht besser als Hunde und keineswegs mit den-

selben Rechten auf die Welt gekommen wie wir, wie die Ungläubigen in ihrer Unwissenheit behaupten; die Gjaurs freilich glauben allein Verstand zu besitzen und alles besser zu wissen als die Muselmänner. Aber wartet nur, wenn ihr einlaßhoffend vor die Himmelsthüre kommt, so wird man sie euch vor der Nase zuwerfen; dann mögt ihr euren Priestern nach Herzenslust den Bart ausraufen, zur Strafe dafür, daß sie, die Schriftgelehrten, euch den richtigen Weg nicht gezeigt haben; aber dann ist's zu spät. Die Welt mit ihrem vergänglichen Tand gehört den Gjaurs, der Himmel mit dem ewigen Paradiese aber uns. Glücklich können sich noch die Kinder der Christen schätzen, welche im unmündigen Alter sterben; wenn ihnen auch nicht das Paradies zu teil wird, so doch der Berg Arafat, wo sie kleine Bauern werden, pflügen, säen und ernten können, und nicht, wie ihre Eltern, an den Ort des Zähneklapperns und des höllischen Brandes kommen."

X.

Wie lange Wogenreihen rollen im unendlichen Ozean der Zeit die Jahre dahin und verschwinden spurlos in der Ewigkeit, ganze Geschlechter der Menschen auf ihren sturmumtobten Kämmen dahin tragend und schließlich gleich Schaumblasen ver-

grabend. Wie unendlich lang sieht das vor einem liegende Jahrzehnt aus! Wie schrumpft es vor den Augen der Zurückblickenden zusammen! War es denn möglich, so fragte sich Faike oft, daß schon zehn Jahre verstrichen sein könnten seit dem Tage, wo sie von ihrer in die Heimat zurückkehrenden Freundin Schefika Abschied genommen? Wohin war sie gekommen? Wo wird sie bleiben? Sollte sie nicht auch das Los treffen, unter Cypressen der Vergangenheit wie eines flüchtigen Traumes zu gedenken?

. . . .

Die Geißel des Krieges schwebte gewitterschwanger über den Gemütern des ganzen osmanischen Reiches. Der Krieg zwischen Rußland und der Türkei war erklärt! Dunkel und rätselhaft sah die Zukunft aus, unzählige Existenzen wurden vernichtet, viele Mütter, Schwestern und Bräute trauerten. Wer möchte sich nicht lieber vor dem Throne des unbestechlichen richtenden Gottes für ein ganzes schuldbeladenes Leben verantworten, als für die riesengroße Mitschuld an der Menschenschlächterei, den verwüsteten Gefilden, den verbrannten Dörfern, den unsäglichen Leiden des Krieges?

Die Schwere der Zeit drückte wie Blei auf die Bewohner des Städtchens Diarbekr, der schwarzen Stadt (wo es lauter schwarze Steine, schwarze Hunde

und schwarze Herzen giebt, daher dies Epitheton), wo jetzt Güzel und Falke lebten. Deren Männer, welche sich auf dem Kriegsschauplatze befanden, hatten sie dort zurückgelassen.

Die beiden Busenfreundinnen finden wir in einem Frauenkränzchen wieder, welches sich zur fröhlichen Nachtfeier versammelt hatte, denn es ist Ramazan, der Fastenmonat und der nächtlichen Ergötzlichkeiten. Tags über von Hunger und Durst, namentlich aber von der Sehnsucht nach Tabak gepeinigt (das mohammedanische Fasten ist bekanntlich sehr strenge; der fromme Moslem darf, so lange die Sonne am Himmel steht, nichts genießen, nicht einmal Wasser, an keiner Blume riechen und auch nicht rauchen) — denn alle Türkinnen sind fast ohne Ausnahme starke Raucherinnen —, so sind sie mehr tot als lebendig und haben kaum Lust, den Mund aufzuthun; erst wenn abends der gußstählerne Schlund der Kanone mit donnernder Stimme den Untergang der Sonne angekündigt und damit die Erlaubnis zum Essen gegeben, kommt Leben in die erschöpften und erschlafften Gestalten. Ist erst das Ungestüm des knurrenden Magens befriedigt, das endlos lange Ramazangebet Travia gesprochen und dem ersten Rauchheißhunger Genüge gethan, dann fliegt man aus, gleich den Scharen wanderlustiger Schwalben und Störche; für die Männer sind

die Kaffeehäuser, das lebhafte Treiben auf den Straßen, für die Frauen die Harems der Freundinnen, heute dieses, morgen jenes, der Zielpunkt der Wanderung; jeden Abend wird der Versammlungsort gewechselt, der neue für den nächsten verabredet.

Konnte bisher in der Sorge um die drangvolle Kriegsgefahr keine rechte Heiterkeit bei diesen nächtlichen Zusammenkünften einkehren, so herrscht dagegen heute abend großer Jubel im Kränzchen. Man lacht, schnattert und freut sich über das Mißgeschick, welches den Erzfeind, den Extra-Gjaur, den Moskow-Gjaur befallen. Es klingt fast wunderbar, kann aber gar nicht bezweifelt werden, denn es ist von glaubwürdigen Persönlichkeiten als wahr verkündet worden. „Beim Schipka-Passe," so ungefähr war der Inhalt des angelangten Telegramms, „fließt ein gewaltiger, breiter und reißender Strom, über den eine lange Brücke führt. Die russische Armee mußte diese passieren. Nichts Böses ahnend kletterten sie hinauf, Regiment für Regiment, bis auf den letzten Mann. Da ereilte sie das Geschick. Kaum hatte der letzte Mann die Brücke betreten, als behende ein Türke, der sich bis dahin versteckt hatte, heranschlich und einen der Brückenpfeiler wegzog. Mit gewaltigem Krache stürzte die ganze Brücke ein und alle Russen fielen in den Strom, dessen Wellen brausend und

jubilierend die Eindringlinge wegschwemmten. Nalet allahu aleihun. (Gottes Fluch komme über sie.) Als diese Trauerkunde zu Ohren des russischen Kaisers kam, wurde er vor Wut ganz unbändig und warf im grimmigen Zorn seine Mütze auf den Boden." Nun, er mag sich immerhin zu Tode ärgern, hier wird ihn niemand bemitleiden. Was wird er erst sagen, wenn er von jener Niederlage hört, welche seine Truppen hier erlitten haben? Schlau genug hatten sie es allerdings angelegt, die hinterlistigen Moskows; aber ihr frevelhaftes Beginnen wurde mit Gottes Hilfe vereitelt. Denn, obgleich Gott jetzt diese Landplage über die Moslemin heraufbeschworen, um sie für ihre Hinneigung zu den Sitten der Ungläubigen zu bestrafen (Güzel dachte an die französischen Bücher ihres Igels, an die dünnen Schleier der Frauen von Konstantinopel, — wunderbar ist das Gemüt des Menschen — durchaus nicht an ihre eigenen zweifelhaften Abenteuer), so hatte er darum doch die Gläubigen, die für das Paradies Auserkorenen, nicht minder lieb, und als die Russen es gar zu arg trieben, da legte er ihnen den Spaß. Ja, es war schier unglaublich, aber die Geschichte war in zu großer Nähe passiert, die Details zu gut beglaubigt, als daß man gegründete Zweifel hätte hegen können. Fast wären mitten im Herzen Ana-

toliens die Erzfeinde, diese Kinder Gogs und Magogs, ausgebrochen — ausgebrochen im eigentlichen Sinne des Wortes, wäre nicht noch kurz vor dem verhängnisvollen entscheidenden Augenblicke durch einen glücklichen Zufall ihr tückisches Vorhaben entdeckt worden. Vor dem Städtchen befindet sich nämlich ein unendlich tiefer Brunnen, den die Ungläubigen, mit seinem Dasein wohl bekannt, sich für die Ausführung ihrer ruchlosen Pläne auserkoren hatten. Zu diesem Zwecke gruben sie von Rußland aus unter der Erde einen Tunnel nach besagtem Brunnen, um von dort aus die Auffahrt zu bewerkstelligen; Stricke, Haken, Leitern, alles dazu nötige Material hatte man mitgenommen. Zufällig — oder vielmehr durch Gottes Schickung ging ein Muselmann vorüber und glaubte in dem Brunnen ein unerklärliches Geräusch zu vernehmen. Neugierig blickte er in den Schacht hinein. Man kann sich sein unbeschreibliches Entsetzen denken, als er tief unten Bajonette und die verhaßten Helme der Russen erglänzen sah. Spornstreichs kehrte er in die Stadt zurück, um die Schreckensbotschaft zu verbreiten. Wie ein Lauffeuer durcheilte sie die seltsame Kunde, und es dauerte nicht lange, so war die ganze Einwohnerschaft, groß und klein, alt und jung auf den Beinen, um nach dem Schauplatze der Mär hinauszupilgern. Die

Russen hätten mittlerweile von der überirdischen Bewegung nichts bemerkt und setzten ahnungslos ihre Minierarbeit fort. Nun wälzten die tapferen Vaterlandsverteidiger enorme Felsblöcke heran, die sie, nicht faul, auf die Köpfe der unten wie Ameisen wimmelnden Russen schleuderten. Jeder, der nur die Hand rühren konnte, warf mehr Steine nach. Hei, wie da die Köpfe der moskowitschen Gjauren zermalmt wurden! Nalat allahu aleihun! Man hielt die Ohren an die Brunnenöffnung, es herrschte Grabesstille. Dennoch versäumte man nicht, noch weitere Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen und ließ noch während einiger Zeit Wachen an dem Brunnen stehen.

Nun, meinten die Frauen, könnte der Spaß, der ihnen schon so lange versprochen war, vor sich gehen: die Illumination und die öffentliche Verbrennung des Kaisers aller moskowitischen Gjauren; die Vornehmen und Honoratioren der Stadt ließen nämlich aus Pappe ein Konterfei des Kaisers von Rußland anfertigen, welches zur Feier der mit Bestimmtheit zu erwartenden Niederlage der Russen verbrannt werden sollte. Die Stimmen waren aber geteilt, die Mehrzahl meinte, daß man damit so lange warten müßte, bis kein einziger Russe mehr auf türkischem Boden stehe. Eine etwas fortgeschrittenere Türkin

sagte zu ihren weniger aufgeklärten Mitschwestern mit großer Wichtigkeit: „Wer weiß, wie lange das noch dauern kann, denn die prophetischen Bücher haben geweissagt, daß die beni asfar (die Söhne der Gelben, d. h. die Blonden) bis zu einer vor der Hauptstadt gelegenen großen grünen Wiese kommen und auch in Stambul einziehen werden, um nach Verlauf von einem Tage Aufenthalt wieder umzukehren. Bis jetzt aber sind die Russen — denn sie sind es wohl, die das Buch als beni asfar bezeichnet — weder bis zur besagten Wiese, noch bis Stambul gekommen, folglich werden wir diese Ereignisse noch abwarten müssen." Nun las Faïke einen Brief ihres Mannes vom Kriegsschauplatz vor, worin dieser ein sehr klägliches Bild der türkischen Truppen entwickelte, welcher sehr wenig mit der im Kränzchen herrschenden Freude harmonierte. Während die russischen Heerführer arbeiteten, hätten die türkischen geschlafen und die türkischen Soldaten sich mit Speisen von verdorbenem Mehl begnügen müssen, die russischen seien auf das Beste verpflegt worden. Weiter äußerte er sich in der pessimistischsten Weise bitter und sarkastisch, daß Gazi Achmed Muchtar Paschas bewährte Kriegsführung die Russen wohl bis Erzerum bringen würde. Dieser Brief, welcher die Trägheit und Genußsucht der türkischen Führer im Gegensatz zu der Thätig-

keit der russischen Feldherren sehr ungünstig beurteilte, erregte im Kränzchen einen Sturm der Entrüstung. Aber O Elhamdulillah! (Gott Lob!) die jüngsten Ereignisse haben die Prophezeiungen dieses Unglücksraben zu schanden gemacht und man kann sie mit mitleidigem Achselzucken unbeachtet lassen. Güzel Hanum wandte sich nun an die in der Gesellschaft befindliche Frau eines christlichen Arztes, welcher auf dem Kriegsschauplatze seine Pflicht erfüllte, mit der Bitte, sie möchte, wenn sie nach Hause käme, eine brennende Kerze unter das Heiligenbild stellen und ein inbrünstiges Gebet verrichten, damit die Russen baldigst über die Grenze getrieben würden. Hocherfreut über diesen schmeichelhaften Auftrag entfernte die letztere sich eiligst.

Nach ihrem Weggange fragte Faïke ihre Freundin Güzel befremdet und leise, was für einen Vorteil man von der Fürbitte einer Christin bei Gott erwarten könne? dschelle schanu (erhöht sei sein Glanz). „O leise, leise," antwortete diese, „damit die andern Deine krasse Unwissenheit nicht merken. Wisse denn, daß ein christliches Gebet von Gott viel eher erhört wird, als ein mohammedanisches. Wenn der Christ sich dem Throne Gottes naht, dann spürt Gott die Annäherung schon von weitem an dem üblen Geruche, wohingegen sich die des Muselmanns

durch balsamischen Duft auszeichnet. Die natürliche Folge ist also, daß Gott die Bitte eines Christen sofort erhört, damit er sich nur entfernt. Um aber den Wohlgeruch eines Muselmanns ferner genießen zu können, sucht er diesen in seiner Nähe zu behalten und die Gewährung seiner Bitte in die Länge zu ziehen."

Der politische Diskurs erhitzte sich, und die Frauen ereiferten sich um so mehr, je weniger sie von der Sache verstanden. Um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, hielt die Hausfrau den Zeitpunkt für gekommen, die für ihre versammelten Gäste vorbereitete Überraschung zum Vorschein zu bringen.

„Jahu, hanumlar! (He, Frauen.) Im Selamlik (Männerabteilung) befindet sich ein vom Kriegsschauplatze zurückgekehrter Krieger, welchen unser ehrwürdiger hadji baba (der Haremswächter) sogleich hereinführen wird. Verschleiert Euch!"

Ja, das war etwas für die neugierigen Hanums. Die Hausfrau ließ sämtliche Umhüllungen bringen und alt und jung war bis auf ein Auge verschleiert.

Nachdem für den Krieger ein Kissen, worauf er sich setzen sollte, auf den Fußboden an der Zimmerthür bereit gehalten worden, und die Hanums ihre Plätze im Halbkreise eingenommen, ließ man nach dem Selamlik melden, daß der Krieger eintreten könne.

Lautlose Stille der Erwartung trat ein.

Da erschien der Kriegsheld. Der Ärmste! Welche Strapazen mag er wohl erlebt haben? Wie sah er aus! Die Kleider hingen ihm in Fetzen vom Leibe herunter. Alle Hanums stießen bei seinem Anblick ein „Ach" des Mitleids aus, ausgenommen die beiden skeptischen Freundinnen Güzel und Faike. Sie stießen sich verstohlen an. Dieser dicke robuste Pennbruder, dem das Schlafen bei Mutter Grün nicht im mindesten geschadet zu haben schien, sollte ein Kriegsopfer sein?

Nach stummer Betrachtung der Hanums — ihn anzusprechen, wäre gegen die Etikette gewesen — und nachdem hadji baba sich mit ihm auf das Kissen niedergelassen, begann der Krieger, auf ein Zeichen, die Erzählung seiner Heldenthaten:

„Mit großer Begeisterung verließen wir Diarbekr unter Absingung vaterländischer Lieder wie:

Redifler tabur, tabur
Sabit gel janimda dur
Bis jaurler öldirek
Haman sen silah doldur
Moskowin gösi kör olsun
Bu jil jokder barischik.

Rediflar katar, katar
Gelir tschifte tatar
Tatar, haïranin oleïm
Silae mektub apar
Moskowin gösi kör olsun
Dul koïdun gelinleri.

Basch atschik, jallin ajak
Iolle duschdik kisch güni
Tüfenkleri tschininde
Kaschukleri bellinde
Moskowin gösi kör olsun
Tschutschuk aglar jeride.

Landwehr steht Mann bei Mann.
Offiziere, kommt an uns heran,
Daß wir die Gjauren töten,
Lad't uns nur die Musketen.
Mög' der Russen Aug' erblinden,
Frieden giebt es nicht dies Jahr.

Die Landwehr steht Schar an Schar,
Zu Paaren kommt der Tatar*);
Tatar, dir will ich so dankbar sein,
Bring' den Brief nach der Heimat mein.
Mög' der Russen Aug' erblinden,
Bräute**) sind zu Witwen worden.

Barfuß und entblößten Haupt's
Zogen wir im Winter aus.
Flinten auf den Schultern tragend,
Löffel in dem Gürtel habend.
Mög' der Russen Aug' erblinden,
Kinder standen weinend da.

„Ja," unterbrach er seinen Gesang, zur Freude Hadschi-Babas, der schon über den ihm ungebührlich erscheinenden Singsang des Berichterstatters bedrohlich die Stirne in Falten zog, „Sandalen hatten wir;

*) Tatar, berittener Postbote.

**) Bei den Orientalen ist es Usus, die jüngst verheirateten Frauen noch lange Zeit „Bräute" zu nennen.

als sie zerrissen, mußten wir barfuß laufen. Ebenso erging's uns mit dem Suppenlöffel, den wir im Gürtel trugen. Wir konnten ihn nicht gebrauchen, da man uns keine Suppe gab. Wir bekamen nur verschimmeltes Brot. Hm! — in höhnischem Tone — Ghasi Muhtar Pascha; warum dem wohl der Titel 'Ghasi' (der Siegreiche) verliehen wurde? Hat er denn nur eine einzige Schlacht gewonnen? Man erzählte uns, daß er der Hodscha (Lehrer) unseres Padischahs war — tschak jaschasun — (er möge lange leben), viel von Büchern, aber nichts von Kriegsführung verstehe. Als die Russen auf dem Kriegsschauplatze wenig Truppen zählten, bat ihn unser kluger Abdi Pascha (Faïke horchte bei Nennung des Namens ihres Mannes hoch auf) — Allah rasi olsum — (Gott sei mit ihm zufrieden), daß er ihm die Erlaubnis zur Offensive geben solle. Der erwiderte: 'olmas' (geht nicht) und bestand trotz der Gegenrede Abdis auf seinem 'olmas'. Da dieser einen sehr heißen Kopf hat (Redensart für jemand, der ein hitziges Temperament besitzt), geriet er darüber in solchen Zorn, daß er seinen Revolver zog und den 'Siegreichen' totschießen wollte; schnell fielen ihm die im medschlis (Ratversammlung) anwesenden Paschas in den Arm und verhüteten das Unglück. Der 'Siegreiche' lachte und rief Abdi zu: 'Vor-

gegangen wird nicht. Ich bin der Generalissimus! Wir werden uns aber — später — in Stambul wiedersehen.' Was war dagegen zu machen? Der 'Siegreiche' paßte nur auf die Geldkasse, daß sie sich stets in seiner Nähe befände, damit, falls uns die Russen überrumpelten, er sie retten könne. Ob für sich oder für das Vaterland? Wer weiß? Uns hätte der 'Siegreiche' doch mit dem vielen Gelde, was der Padischah — bin jaschasin — (er möge tausend Jahre leben) für den Krieg bestimmt, Schuhzeug und Lebensmittel anschaffen können oder wenigstens endlich einmal ein Gehalt auszahlen lassen, dann hätten wir uns schon selbst etwas besorgt, aber so. . . . . Wer sollte ihm dafür Rechenschaft abfordern? Nicht mal der Hitzkopf Abdi konnte bei ihm etwas durchsetzen. Und da verlangte der 'Siegreiche' Allah dan bulsun (Gott vergelte es ihm), daß wir uns später von den eingetroffenen russischen Verstärkungen totschießen lassen sollten. Darum hielten vier Kameraden und ich es für das Beste, bevor diese Eventualität eintraf, durchzubrennen, um uns in unserer Vaterstadt mal wieder satt zu essen, uns Sandalen und etwas Kleingeld anzuschaffen. Das Kismet bestimmte es anders. Man fing uns wieder ein und transportierte uns zurück. Der 'Siegreiche' dekretierte, daß man uns erschösse. Es stände im

Gesetzbuch, daß wenn ein Soldat vor dem Feinde desertiert, er erschossen werden muß. Schön, der Feind war ja aber noch gar nicht da, der wartete noch auf seine Verstärkungen, und bis dahin wären wir schon längst wieder auf unserm Posten gewesen. Diese richtigen Argumente ließ der 'Eigensinnige' nicht gelten. Wir baten erst den Obersten unseres Regiments, des 'Siegreichen' Gnade für uns zu erflehen, denn es wäre doch schade für uns gewesen, so zu enden, ‚nicht mal als schehid.' (schehid = Märtyrer. Als ein solcher gilt ex officio jeder Muselmann, der im Kampfe gegen Ungläubige stirbt; zur Belohnung dafür werden ihm sofort die Pforten des Paradieses ohne Hindernisse geöffnet.) Er that's, aber seine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Nun baten wir ihn, den klugen Abdi zu Rate zu ziehen. Der liebte die Soldaten so, daß er uns stets 'seine Kinder' nannte. Dessen Fürbitte gelang es auch nicht. Der Rücken des 'Siegreichen', Liebling unsers Padischahs, war zu stark gedeckt. So blieb es bei unserem Todesurteil. Nun bereiteten wir uns zum Sterben vor, baten uns gegenseitig unsere Sünden ab und beteten fleißig, damit der Todesengel, welcher über unsere Thaten Rechenschaft zu verlangen hat, uns nicht zu arg zusetzen möge und ohne zu viele Schwierigkeiten in das Paradies einlasse. Doch Allah el

rahman el rahim (Gott der Gnädige, der Gütige) lenkte das grausame Schicksal von uns ab. Der 'kluge' Pascha, Allah saklasun (Gott erhalte ihn), ließ uns am verhängnisvollen Morgen eine Botschaft zukommen, die uns das Leben rettete. Wir sollten nicht verzagen; unsere Kameraden würden uns nicht totschießen. Wenn das Peloton Feuer auf uns gäbe, müßten wir mausetot in die für uns gegrabenen Gruben hineinfallen, auch wenn der Arzt uns untersuche, tot sein, und uns ruhig begraben lassen. Kämen wir aber wiederum zum Vorschein, dann würde er selbst uns ganz gewiß richtig erschießen lassen. Alles verlief programmmäßig. Wir standen zwar große Furcht aus, als das Peloton anlegte, auf uns Feuer gab und der brave Arzt uns untersuchte. Allah asabini hafiflasun. (Allah asabini hafiflasun = Gott erleichtere seine Qual. Frommer Wunsch für Christen, denen der Muselmann etwas Gutes wünschen will. In die Hölle geraten sie so wie so; das Geschick ist nicht abzuwenden, aber wenigstens kann man für sie Erleichterung ihrer Qualen erbitten, denen man sie nach ihrem Tode dafür unterzieht, daß sie nicht die alleinseligmachende Lehre des von Gott gesandten Propheten Mohamed annahmen. Den christlichen Schriftgelehrten werden die Qualen verdoppelt werden, da sie die Wahrheit

kennen und sie den Nichtwissenden nicht mitgeteilt haben. Wenn man von einem toten Muselmann redet, sagt man hinterher: Allah rahmet eilesun = Gott gebe ihm Frieden; von einem toten Christen — wenn man ihm gut gesinnt war — oben erwähnte Formel.) Als es Nacht wurde, buddelten wir uns aus und liefen im Sturmschritt davon, um so weit wie möglich der gefährlichen Stelle zu entrinnen. Bettelnd, frierend und hungernd irrten wir auf verborgenen Pfaden umher, bis wir hier glücklich anlangten. Nun sind wir lebendig tot, gerade wie der Heilige in Aleppo, seïdina Geïlani el haï (Herr Geïlani der Lebendige. In Aleppo genoß dieser stets splinternackt herumlaufende Heilige, der gleich dem ewigen Juden seit Jahrhunderten leben sollte, die größte Verehrung der Frauen und Töchter selbst der vornehmsten Harems, die es sich zur größten Ehre und Gnadenbezeugung anrechneten, wenn er ihnen die Hand zum Kusse darreichte.) Nun preisen wir Gott, daß er uns eingab, durchzubrennen; denn wären wir im Lager geblieben, hätten wir nach dem kizil tepe (roten Hügel) wandern und dort sicher unser Leben einbüßen müssen. So sind wir dem Verrate entronnen, denn daß wir verraten wurden, das steht fest. Wie hätten wir sonst von den Russen vernichtet werden können, welche sich dermaßen vor

uns ängstigten, daß, wenn sie unsere Fesse sahen, sie vor Schrecken erzitterten. Die von uns gefangenen Russen bekannten einmütig, daß beim Ansturm einer Abteilung der Unsrigen sie wie eine Schar von etschdirhas aussähen (etschdirhas, ein riesiges Ungetüm von kolossalen Dimensionen, eine Art von Drachen, wie sie Plutarch als ein Attribut der Heroen bezeichnete), und sie am liebsten Reißaus genommen hätten. Nun, kaum waren wir weg, als die Verstärkungen der Russen eintrafen, worauf der 'Siegreiche' Befehl gab, sie sofort anzugreifen. Doch der 'Kluge' sagte olmas, da muß ich ja meine Kinder wie Lämmer als kurban (Schlachtopfer) abschlachten lassen. Der 'Siegreiche' schrie: „Ich' bin der Generalissimus. Da half nichts. Dewe den böjuk fil war. (Größer als das Kamel ist der Elefant.) Die Russen beschossen und bedrängten die Unsrigen, welche auf dem kizil tepe Aufstellung nahmen, so heftig, daß die Soldaten von den Kugeln, wie die Ähren auf dem Felde von der Sense, niedergemäht wurden. Die meisten Paschas dieser Kolonne ließen sich schnell von ihren Soldaten Gruben graben und krochen hinein. Der 'kluge' Pascha meinte, das wäre eine Schande, doch sie hörten nicht darauf. „Kamerad", sagten sie, wenn Du Lust hast, Dich dem thörichten Befehle des

Generalissimus zu lieb totschießen zu lassen, gut, wir aber nicht.

Der rote Hügel verdiente sich seinen Namen, er war blutrot gefärbt vom Blute der Kriegsopfer.

Als die Gruben den Paschas vor den allerwegen heransausenden, brummenden, kollernden, platzenden Kanonenkugeln keinen Schutz mehr gewährten, steckten die für ihr Leben zitternden Paschas, wohl auch die Erfolglosigkeit des ungleichen Kampfes gegen die russischen Heerscharen einsehend, ihre Taschentücher auf die Säbelklingen und winkten heftig, trotz energischen Widerspruchs des Klugen, der ein übers andere Mal: aïp, aïp rief. (aïp = Pfui.) Die Russen stellten sofort das Feuer ein und näherten sich. Während sie über die Übergabe unterhandelten, stahl sich der schwarze Diener des 'Klugen', Selim, fort, nach dem Lager, wo sich das Zelt seines Herrn befand, und raffte von dessen jetzt herrenlosem Gute so viel zusammen, wie er nur fortschaffen konnte. Mit den Kostbarkeiten reiste Selim nach Stambul, bestach damit einflußreiche Persönlichkeiten und ergatterte sich ein Patent als Chirurg. Chirurg werden, soll ganz leicht sein. Da will ich mich nun auch nach Stambul aufmachen. Was einem Schwarzen gelang, muß mir doch auch gelingen. Hier habe ich nichts mehr zu suchen. Ich bin ja tot. Als man meine

Frau von meinem Tode verständigte, wartete sie vierzig Tage bis zum Abfallen meiner Nase, kochte Helwa und verheiratete sich. (Helwa: eine süße Speise. In Butter hellbraun gebranntes Mehl mit in Wasser gekochtem Zucker abgedämpft, wird vierzig Tage nach dem Ableben des Betreffenden zubereitet und unter die Verwandten, Bekannten und Armen verteilt. Eine Art Gedächtnisfeier für die, wie die Muselmänner annehmen, am vierzigsten Tage nach dem Tode abfallende Nase. — Der erste Körperteil, welchen gemäß orientalischer Ansicht der Tote nach vierzigtägiger Dauer verliert, soll die Nase sein. —) Da ich tot bin, war sie in ihrem Rechte, darum machte ich ihr keine Vorwürfe. Der Kadi bekam aber Wind von der Sache und hat sie nun von mir und von ihm geschieden. Jetzt ist sie Witwe von zwei lebenden Männern. Wenn ich erst mit Gottes Hülfe ein Chirurgen-Patent erlange, kehre ich hierher zurück und heirate wieder. Frauen und Mädchen giebts genug, wo so viele Bräutigams und Ehemänner umgekommen sind. Allah kerim (Vertraue auf Gott)."

Der „clou" des Abends seufzte noch einmal in Erinnerung der vergangenen Tage tief auf. Dann war er still.

Der Vortrag war beendet.

Von den Hanums erhielt er reichliche Spenden, und Hadji Baba schurrte mit ihm ab nach dem Selamlik, wo man ihn mit einem aus mehreren Gerichten bestehenden Abendbrot traktierte.

Allen Hanums standen Thränen der Rührung in den Augen. Sogar Güzel gab sich Mühe, einige Krokodilsthränen aus den Augen zu pressen, was ihr auch nicht allzuschwer wurde, da sie sich thatsächlich in Besorgnis um ihren Igel befand. Zwar nicht aus Liebe, denn dies Gefühl war längst erloschen, um erst durch glühenden Haß, dann kalte Gleichgültigkeit und jetzt durch berechnenden Egoismus ersetzt zu werden. Ihr einziger Gedanke war, daß sie, wenn ihm etwas zustoßen sollte, den Kanal verlieren würde, durch den ihr das schöne gelbe Gold zufloß, das Gold, womit man sich so viel Glück und Vergnügen erkaufen kann. Faïke saß auch nicht minder ergriffen da.

Um die düstere Stimmung zu verscheuchen, welche sich der Gäste durch die Erzählung des Kriegers bemächtigt, ließ die Hausfrau eine kleine Komödie von Abivie Hanum aufführen. Sie verstand es, den bei griechischen Begräbnissen üblichen näselnden Totengesang mit unnachahmlicher Komik wiederzugeben. Alle Gesichter lachten, als sie mit der Parodie begann und sie in die alberne Strophe: bir tauk, iki horos,

bugun poïras jarin lodôs (Ein Huhn, zwei Hähne, heute Nordwind, morgen Südwind) einkleidete.

Die lärmende Unterhaltung wurde durch den Eintritt einer Hodscha (Schriftgelehrtin) unterbrochen. Ehrerbietig näherten sich ihr alle, sogar Güzel, um ihr die Hand zu küssen, was sie sich mit huldvoller Herablassung gefallen ließ. Man war bemüht, ihr durch verdoppelte Ehrfurcht und Achtung das Mitgefühl über den schmerzlichen Verlust, welchen sie vor kurzem erlitten, zu bezeugen. Ihr blutjunger Mann nämlich, der wenigstens ein Drittel jünger war als sie selber, erwies sich als ein tapferer Löwe vor dem Feinde, wo er seinen Tod fand. Böse Zungen wollten freilich aus dem Umstande, daß die Kugel ihm im Rücken saß, einen für den Ruhm des Getöteten wenig schmeichelhaften Schluß ziehen.

Die Frauen zogen die Uhren, um zu sehen, wie lange es noch bis zum „Suhur“ sei. (Suhur, 2 Stunden vor Sonnenaufgang, wo in der Nacht zum letzten Male gegessen werden darf.) Es erwies sich, daß sie noch längere Zeit zusammenbleiben konnten, worauf die Hodscha aus dem berühmten Buche „Hamidié“, welches die stets aufmerksame Hausfrau aus dem Bücherfonds ihres Mannes gebracht, mit modulierender Stimme zu lesen begann:

Daß Dich nicht des Reichtums Flitter, Herr, des schädlichen, bethöre,
Will ich eine alte Sage Dir getreu berichten, höre:
Was, wie Jesus, ein Prophete hat an Reichtum einst besessen
Hier auf dieser Erde, mögest Du aus folgendem ermessen.
Dieses Gottgeliebten Trachten ging nicht auf den ird'schen Tand,
Sich ein Haus zu bauen, hat er keinen Ziegel je verwandt,
Eine Schale nur zum Trinken und ein Kamm für seinen Bart,
Eine Chirka[1]), Zwirn und Nadel, das war seines Reichtums Art.
Da ward eines Tages jemand, der sich wusch und der geschickt
Seinen Bart sich mit den Fingern kämmte, von dem Herrn erblickt.
Drauf sprach er: „Wenn mit den Fingern man sich füglich kämmen kann,
Was soll mir zum Überflusse dieses Kammes Luxus dann?
Soll ich seinethalb verschmerzen des Allmächtigen Erbarmen?"
Und zur selben Stunde gab er seinen Kamm dem nächsten Armen.
Doch noch mehr, o Hörer, werde Dir durch meinen Mund bekannt.
Eines Tages sah er jemand trinken mit der hohlen Hand.
„Kann man", sprach er, darauf sinnend, „Wasser trinken aus den Händen,
Will ich meine Kräfte nicht mehr an der Schale hier verschwenden.
Würde ich dafür im Jenseits Rechenschaft ablegen können?"
Und zur selben Stunde sah man seine Schale ihn verbrennen.
Und so blieb ihm nur die Nadel, nur des Zwirnes lange Fäden,
Daß er damit flicken könne seiner alten Jacke Schäden.

---

[1]) Eine mit Watte gesteppte Jacke, welche alle Türken im Winter tragen, die Reichen unter dem Pelze, die Armen anstatt eines solchen.

Da starb seine liebe Mutter, keine Ruhe fand er mehr,
Denn was sollt' er noch auf Erden? Und es plagte ihn das Heer
Unvernünft'ger Menschenkinder, die mit schnödem Spott und Hohn
Ihn verleumderisch benannten: Gott, des Allerhöchsten Sohn.
Da an seinen Schöpfer wandte der Prophet sich mit der Bitte,
Daß er schleunigst ihn errette aus der argen Läst'rer Mitte.
Und der Herr, die Bitt' erhörend, gab ihm Flügel: „In den Himmel
Komm zu mir und finde Ruhe vor der Menschenwelt Getümmel."
Schnell entschwang er sich der Erde, und durch ungemessne Weiten
Kam er in den ersten Himmel, kam sodann auch in den zweiten.
Als er, durch den Äther fliegend, dorthin nun gelangt war, kamen
Alle Engel ihm zu huld'gen, da sie ihn daselbst vernahmen.
Und mit Staunen sahn die Engel auf des Gottgesandten Rücken
Eine Jacke, die geflickt war wohl mit drei-, vierhundert Flicken.
Da ertönte Gottes Stimme, der sie sich alsbald zuwandten:
„Untersuchet mir zuvörderst Jesum, den von mir Gesandten,
Ob er auch noch bei sich trage ird'schen Reichtum, nicht'gen Tand";
Als sie, dem Gebot gehorsam, Jesum untersuchten, fand
Nadel sich bei ihm und Nähgarn. Rief die Stimme: „Es ist klar,
Daß bei dem Propheten Jesus ird'sches Gut zu finden war.
Weil er Irdisches begehrt hat, ist zur Höhe ihm hinfort
Weitrer Flug von mir verboten, und er bleibe immer dort.
Hätte er in seinem Leben Zwirn und Nadel sich entzogen,
Bis zum siebenten der Himmel wär' er heut hinaufgeflogen."

Als die Wogen der Begeisterung sich etwas gelegt, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, hatte der Vortrag der Erzählerin einen Teil der Anwesenden interessiert, auf den andern aber die narkotische Wirkung des Opiums geübt; einige schliefen sanft,

andere gähnten, noch andere schnarchten, alle waren müde. Um die abgespannten Geister etwas zu erfrischen, ließ die Hausfrau einige durststillende Limonaden und jagli simit (Butterkringel) herumreichen, wonach ein Teil der Gäste rauchte und die Nichtraucherinnen sich dadurch um das Vaterland verdient machten, daß sie unzählige Male am Rosenkranz die sure „Inna fetahna alleiki fethan“ abplärrten; dieser sure wohnt bekanntlich die magische Kraft inne, daß sie, so und so viele Male von Muselmännern hergebetet, den Gläubigen die größesten Siege über den Feind erwirkt; daher hatte auch der Statthalter strengen Befehl erteilt, zur jedesmaligen Gebetszeit diese sure öfter herzusagen.

Zum würdigen Beschluß der Nacht sollte noch von drei Hodschas das mevlud sherif (die letzten Stunden des Propheten) verlesen werden. Die drei Hodschas setzten sich auf Matratzen vor ein in die Mitte des Zimmers gestelltes niedriges Tischchen und nahmen von dem darauf befindlichen Theebrett die drei ominösen Bücher. Auf dem Theebrett standen außerdem noch zwei brennende Kerzen, ein Glas mit grünen Zweigen und ein Teller mit Bonbons. Feierliche Stille trat ein. Die Vorleserinnen rezitierten erst mit leisen, dann aber immer lauter und melo-

discher werdenden Stimmen und wirkten so stark auf die Nerven der Zuhörerinnen, daß einige laut, andere leise weinten; aber sie weinten alle. Für einen Gast war die Aufregung entschieden zu stark gewesen, ihr Kopf fing an in eine pendelnde Bewegung zu geraten, die sich nach und nach dem ganzen Körper mitteilte, wobei ihre Augen einen stieren, gläsernen Ausdruck annahmen. Sie fiel vom Sopha herunter und begann nun in der fürchterlichsten Weise gegen sich zu wüten. „Die Unterirdischen haben sie", riefen die Hanums, ohne sich weiter darüber aufzuregen. Eine Weile ließ man sie um sich schlagen, als es zu arg wurde, legte man ihr einen Rosenkranz auf die Lippen, einen Koran auf die Brust, und wie mit einem Zauberschlage blieb sie bewegungslos liegen. Als sie sich ganz erholt, beendete man die Vorlesung ohne weitere Unterbrechung und verteilte unter den Anwesenden die Bonbons.

Der dröhnende „erste" Kanonenschuß mahnte zum Aufbruch. (Wenn das zweite Mal geschossen wird, fallen zwei Schüsse, dann hat der Fasttag wieder begonnen). Jedermann schnellte auf und hastig schrie man nach den bohdschahs (viereckige, ein Meter große, gefütterte Tücher, bei Reichen aus Seide oder Atlas mit Goldstickereien bedeckt, bei Ärmeren aus Kattun. Die Umhüllungen der türkischen Damen

werden, nachdem sie sich ihrer entledigt, hineingethan; für jeden Gast eine besondere.) Die fröhliche Gesellschaft ging auseinander nach ihren Heimstätten, um nach dem dort von dienstbaren Geistern zubereiteten leckeren Mahle ihre vom Tabakrauch bräunlich gefärbten Fingerchen auszustrecken.

XI.

Es sollte für Güzel die letzte freudige Zusammenkunft sein. Wie alles auf Erden ein Ende nimmt, so stand auch schon beiden Frauen der schwarze Tag der Trennung und des Unheils bevor, welcher nicht nur ihrem vergnügten Beisammensein, sondern dem ganzen Gebäude ihres Glückes durch Zerstörung der Grundsäulen einen jähen Zusammensturz bereitete. Der unerbittliche Schnitter mähte frohlockend seine Garben, und auch bei unseren Bekannten sollte der furchtbare Engel, der nach der Vernichtung alles Lebenden zuletzt mit dem Allmächtigen noch allein übrig bleiben wird, seine Einkehr halten. (Am jüngsten Tage wird der Todesengel alles töten: Tiere, Menschen und Engel, um zuletzt ebenfalls von Gott getötet zu werden, welcher darauf, nachdem er einige Zeit in furchtbarer Erhabenheit allein geblieben, alles wieder zum Leben erweckt.)

Es kam ein Morgen, welcher das Unglaubliche

wahr machen sollte, ein Morgen, an welchem trotz der Vernichtung der beiden russischen Armeen, trotz der Heldenthaten der Gläubigen, trotz der unzählige Mal gebeteten sure inna fetahna, ein Flüstern von dem Falle der für unbezwinglich gehaltenen Veste Kars durch die Stadt ging. Wie war es nur möglich! Und wie in dem gigantischen Kampfe zwischen den beiden mächtigen Nationen des Abendlandes der unterliegende Teil den Verlust der Schlachten, und ganzer Provinzen, die Ergebung seiner Armeen, den Fall seiner jungfräulichen Festungen nicht anders zu erklären wußte, als indem er Verrat schrie, so ging es auch hier. Die Heerführer-Paschas mußten die Verräter sein. Gasi Achmed Muchtar Pascha wurde im Munde des Volkes zum Murdar Pascha (Schmutz-Pascha) gestempelt. Der Wali (Statthalter) aber, welcher Ausschreitungen gegen die Christen fürchtete und hiervon dasselbe für sich besorgte, was dem weiland Statthalter von Damaskus, Achmed Pascha wegen der mit seiner Konnivenz vorgefallenen Gräuel zugestoßen war, wurde spöttisch Walide (Mutter) genannt. Seine Besorgnisse waren nicht ungerechtfertigt. Kam es doch vor, daß eine von Rachedurst erfüllte tapfere Türkin, eine würdige Schwester der entsetzlichen Weiber der Kommune, sich mit einem gewaltigen Stocke bewaffnet, wutschnaubend nach dem

Bade begab, ihren Grimm an der ersten Christin, welche ihr begegnen würde, auszulassen. Leider gelang ihr dies Heldenstück vollkommen; das unschuldige Opfer, eine Armenierin, wurde halbtot aus dem Bade getragen. Der Statthalter tobte in ohnmächtiger Wut, weniger weil er ketzerische Sympathien mit den Ungläubigen teilte, als weil er, wie oben erwähnt, mit furchtbarer Deutlichkeit Achmed Paschas tragisches Ende vor Augen hatte. Die ohnehin schon tief erregte Bevölkerung glaubte sich von Gott, dem Sultan, den Menschen verlassen und zum Tode verurteilt, und wurde durch ein aus dem Palaste eingetroffenes Telegramm noch mehr erbittert. Man dachte, der Herrscher würde die Sendung neuer Armeen, neuer Führer, Lebensmittel und Geld befehlen, seine treuen Unterthanen trösten und zum Ausharren im Kampfe gegen die Giaurs ermutigen — und was enthielt das Telegramm? Der erhabene Herrscher verlangte, daß man ihm mit thunlichster Beschleunigung aus jener Stadt einige Ladungen Wassermelonen zuschicken sollte, weil er gehört hatte, daß die genannte Frucht dort zu so gewaltigem Umfange heranwachse, daß ihrer zwei eine Kamelladung kompletierten. Gleichzeitig sollten in die benachbarten Berge Jäger ausgeschickt werden, um Exemplare der dort lebenden wilden Tiere für die Mena-

gerie des kaiserlichen Palastes einzufangen. Es war zu arg; von Gott wegen ihrer weltlichen Sünden verlassen, hatte der Kaiser in dem Augenblicke, wo seine Landeskinder aus tausend Wunden bluteten, Sinn für Befriedigung exzentrischer Launen und der Gelüste seines Gaumens. Der Kaiser der Ungläubigen hatte doch wenigstens damals, als ihm die Kunde von dem Unglück seiner Truppen zukam, vor Ingrimm die Mütze auf den Boden geschleudert und Thränen ohnmächtiger Wut geweint! Man ließ seinen Zorn an einem in der Stadt weilenden turkophilen englischen Delegierten aus, welchen man mit Melonenschalen bewarf. War doch wegen der Sitten, welche die Franken eingeführt, diese Schale des Zornes über sie ausgeschüttet worden, was man, wenn auch nur mit Melonenschalen, wieder zurückgab. Einige schalten auf die Türkinnen der Hauptstadt, daß sie durch ihre fränkischen Manieren und dünnen Schleier die Schuld an der Katastrophe trügen, andere dagegen klagten die Männer an, sie durch die fränkische Schlemmerei und Weintrinkerei herbeigeführt zu haben. Es war ein wahrer Hexensabbath.

Die allgemeine Verwirrung machte sich bei Güzel am meisten bemerkbar: man schrie, man heulte, man riß sich die Haare aus; ihr Igel ist gefallen. Hier

erfährt das Sprichwort, daß man von den Toten nur Gutes reden solle, eine volle Bethätigung. Der Tod wob um den vielbeschrieenen Igel einen wahren Glorienschein. Jetzt ist er, wenn man die Witwe hört, der beste und edelste der Menschen gewesen. Alle Freundinnen versammelten sich zum gemeinschaftlichen Klagen und Trösten bei Güzel, selbst Faïke, der bei solchen Gelegenheiten so oft geraten wurde, sich die Augen mit Zwiebeln einzureiben, um weinen zu können, vergoß aufrichtige Thränen.

Güzel jammerte: „Ihr Weinenden und Klagenden, beweinet nicht den Toten, sondern mich. Denn der ist als Schehid (Märtyrer) gestorben und hat als solcher vor allen anderen den Vortritt zum Paradiese! Er wandelt jetzt unter den Fruchtbäumen des Paradieses, aber wehe mir, wehe mir! Die Toten gebrauchen weder Geld noch sonst etwas. Ihnen ist wohl, aber wehe den Überlebenden! Wer wird für mich sorgen und mir Geld geben? Unsere Regierung ist so tief gesunken, daß sie einem über den Fluß schwimmenden Pferde gleicht, welches seine Ohrenspitzen nur mit der größten Mühe über Wasser hält. Und meine Freunde haben so lange an mir genagt, daß ich selber nichts mehr zu essen habe." In diesem Zuge ging es weiter und alle Trostgründe der teilnehmenden Freundinnen wollten bei der

trauernden Witwe nicht verfangen. Den wahren Balsam auf die Wunde brachte erst der Abend, als sich die versammelten Frauen in ihre Käfige zurück begeben hatten und ihr treuer Ali, der Tschibuktschi (Pfeifenstopfer) ihres verstorbenen Mannes, zu ihr kam und ihr das Versprechen ablegte, sie nicht verlassen und ihr alles sein zu wollen. Der schlaue Patron dachte dabei im Stillen an alle die Sachen, welche dann sein Eigentum werden würden. Es gelang auch alles nach Wunsch. Nach drei Monaten (so lange dauert für türkische Witwen die vorgeschriebene Trauerzeit) fand in Erzerum, wohin Güzel mit ihrem jungen Bewerber gereist war, die Hochzeit der beiden Liebenden in aller Stille statt. Denn sie besaß doch zu viel Ehrgefühl, um in derselben Stadt, wo sie zur haute volée gehörte, in die Reihen des Pöbels hinunter zu steigen.

Aber Güzel stand noch nicht am Ende ihrer Enttäuschungen. Was ihr jedermann hätte voraussagen können, wenn sie es in ihrer Verblendung auch nicht geglaubt haben würde, trat bald genug ein. Nachdem der treue Ali seine edle Gönnerin nach besten Kräften gerupft und geplündert, kam die schöne, leider alternde Frau, ihm von Tag zu Tag häßlicher und widerwärtiger vor. Er gab sich keine Mühe mehr, seinen Widerwillen zu verbergen und die Kehrseite

seines Charakters ans Tageslicht zu bringen. Ihr Atem gleicht dem Zischen einer Schlange, erzählte der Unwürdige seinen Kollegen. Ach es ging von Fall zu Fall. Anfangs hatte er sich glücklich geschätzt, ihr die Riemen von den Sandalen zu lösen, dann aber mußte sie ihm die Stiefel ausziehen. Erst schalt sie, wenn ihr etwas nicht recht war, bald aber wandte sich das Blatt und er zankte mit ihr. Ja es kam sogar der schwarze Tag, wo sie mit Schlägen, die sie vormals so freigiebig ausgeteilt hatte, Bekanntschaft machte. Als aber einmal die Wogen des Unmutes ungewöhnlich hoch gingen und sie nichts mehr ihr eigen nannte, schleuderte er ihr das Donnerwort zu: „Utsch den dokuse bosch ol!“. (Der Türke kann sich von seiner Frau dreimal scheiden lassen und sie zweimal wieder heiraten, nach dem dritten Male aber nicht mehr. Ist nun der Ehemann sehr böse, so sagt er gleich beim ersten Male die Worte, wie oben angegeben, deren Sinn ist, daß die erste Scheidung gleich einer dreimaligen gelten solle.)

Die einst viel geliebte und beneidete, jetzt unbeachtete Güzel ging aber doch nicht, sondern fristete ihr kümmerliches Dasein als Spielball des trübseligen und launigen Glücks. Begegnet ihr aber eine ihrer alten Freundinnen, so ruft diese, um gleiches Unglück

von sich abzuwenden, in die Zipfel ihrer Kleider beißend, mitleidig aus: Allah kimse gördigindan jeri gösterme! d. h. Möge Gott niemand in eine niedrigere Lage versetzen, als er es gewöhnt war.

XII.

Wenn ihr tretet in ein Haus,
Sprecht: Beschieden sei euch Frieden.
Wenn ihr tretet auch hinaus,
Sprechet: Friede sei beschieden.
Was der Mensch auch wünschen mag,
Schön'rer Wunsch bis diesen Tag
Ward noch nicht erdacht, als Fried' hienieden.

Rückert
(nach Koran 24, 27.)

Dröhnender Donner der Kanonenschlünde verkündete den abgeschlossenen Frieden.

Ja, Frieden breitete wieder seine goldigen Schwingen über das Land aus, doch in den Herzen der Bewohner war er nicht eingezogen.

Als die gefangenen Paschas, unter denen sich auch der Gatte Faïkes befand, nach der Heimat zurückkehrten, hatte Rache ihnen einen schönen Empfang ausgebrütet. Man stellte sie vor ein Kriegsgericht, machte sie verantwortlich für die Katastrophe auf dem Roten Hügel und beschuldigte sie noch anderer imaginärer Delikte; denn anders wäre es ja unmöglich gewesen, daß die Ungläubigen den Sieg über die

Gläubigen davontrugen. Steht nicht im Koran klipp und klar: „Sind's von Euch zwanzig Geduldige, werden sie siegen über zweihundert Gotteslästerer." Dem neuerdings von seinem hohen Gönner mit einem Säbel ausgezeichneten „Siegreichen" wagte keiner der bedrängten Paschas, außer Faïkes Mann, die Hauptschuld aufzubürden. Sie fürchteten ihre mißliche Lage dadurch nur noch zu verschlimmern. Ein Sühnopfer mußte ja dem erregten Volkssinn ob der erlittenen Schlappen gebracht werden. Von den bedauernswerten sieben Paschas wurden sechs zum Verluste ihres Ranges und zur Deportation verurteilt, der „Kluge", Faïkes Mann, ging frei aus. Letzterer hatte seinen Zunamen bestätigt, indem er s. Z. bei der verhängnisvollen Kapitulation, die am höchsten Orte solch Mißfallen erregte, eine von seinen Kameraden unterzeichnete „Masbata" (Protokoll) an sich nahm, die er stets in seiner Brusttasche trug. Sie rettete ihn vor der ihm zugedachten Schmach, aber nicht vor dem frühzeitigen Tode. Als er bei der Verlesung des harten und ungerechten Urteils seiner Kameraden in heftige Worte ausbrach und man ihm Schweigen gebot, mit dem Bedeuten, er möge sich doch zufrieden geben, da er schuldlos davon gekommen wäre — mochte es nun bei dem ehrgeizigen sanguinischen „Klugen" Erregung gewesen sein oder etwas anderes,

noch ehe er das Schälchen Kaffee, welches man ihm zur Beruhigung seiner in Aufruhr geratenen Nerven angeboten ganz ausgetrunken, sank er lautlos zusammen. Sterbend trug man ihn aus dem Gerichtssaal und noch in derselben Nacht hauchte er seinen Geist aus. Nun sah man erst, wie man ihn geliebt. Jeder wollte noch ein Andenken von ihm haben, und da es nach seinem Tode etwas schwer gewesen, ein solches ohne Bewilligung seitens der Angehörigen zu erhalten, zog man vor, sich gleich selbst noch, ehe der Sterbende für immer seine Augen geschlossen, sich dieses zu vergewissern. Der eine wählte sich zur dauernden Erinnerung an den lieben Toten diesen, der andere jenen beliebigen Gegenstand.

. . . .

. . . .

Noch hielt die Gnade des Schicksals die drohenden Wolken, welche auch über Faïkes Haupt heraufzogen, verborgen, obgleich sie schon ihre düstern Schatten warfen.

Eine Eule, welche sich seit einiger Zeit fast regelmäßig nachts vor ihrem Fenster einstellte, um ihr Unglück weissagendes, mißtönendes Geschrei auszustoßen, hatte es ihr angethan; sie marterte ihren Geist mit allen erdenklichen Hirngespinnsten, deren ewig wiederkehrender Refrain die bange Frage war:

„Was für ein Unglück wird mir zustoßen?“ Nun war in der letzten Nacht noch ein ganz besonders böses Omen dazu gekommen: ein Traum. Es schwebte ihr vor, als ginge ihr Mann an ihrem Fenster vorbei und winkte ihr mit der Hand ein Lebewohl zu, dabei hing aber zwischen ihnen, wie eine undurchdringliche Scheidewand ausgebreitet, ein ungeheuer großer grauer Schleier. Dieser melancholische Traum und die verwünschte Eule wirbelten im Kopfe der beunruhigten Faïke so beängstigend herum, daß sie endlich ihrem Hause entfloh und zu einer Freundin Binas Hanum eilte, um ihrem bedrängten Herzen durch das unfehlbare Universalmittel der Frauen: durch Erzählen Erleichterung zu verschaffen. Letzterer kam die Geschichte mit der Eule und dem Traume höchst bedenklich vor. Um zunächst die Macht des Unglücksvogels abzuwenden, riet sie ihrer niedergeschlagen dreinschauenden Freundin, statt aller Abwehr ein durchaus erprobtes Heilmittel anzuwenden, nämlich unter die Straßenhunde eine Okka (1¼ Kilo) Brot zu verteilen. „Was den bösen Traum anlangt“, sagte sie weiter, „so wirst Du gut thun, Dich an den hiesigen berühmten Traumdeuter zu wenden, dem die Kraft eines Heiligen inne wohnt und der aus schlechten Träumen gute Thatsachen prophezeit, welche dann auch eintreffen. Im Großen und

Ganzen sind Träume satschma. (Spreu, Schrot, soviel wie Unsinn). Übrigens, wenn Du es vorziehst, so können wir von der Hodscha Rat einholen und später, um Deine traurigen Gedanken zu verscheuchen, nach den Veilchenfeldern gehen. (Anstatt der anderswo mit Getreide bebauten Äcker findet man hier ganze Felder von Veilchen, welche zur Seifenfabrikation, zu Sorbets und Zuckerwerk, nur nicht zu Parfümerien, Verwendung finden.)

Der Gang zum „Heiligen" schien Faïke wegen der strengen Grundsätze ihres Gemahls gefährlich, so entschloß sie sich, den Weg zur Hodscha zu wählen.

Während dieser Kriegsperiode war guter Rat teuer, und der Ratbedürftigen gab es viele. So fand man eine ganze Reihe Bekannter bei der Hodscha. Letztere hatte sich nach der kurzen, so tragisch beendeten Liebesepisode ihres Lebens wieder ausschließlich ihrem früherem Berufe, dem Briefeschreiben, gewidmet. (Da ein großer Teil türkischer Frauen des Schreibens unkundig ist, so gehen sie zu Briefschreibern, um ihre Gedanken und Anliegen den im Felde stehenden Ehegatten, Söhnen und Brüdern mitzuteilen.) Durch diesen Umstand erlangte die Hodscha nicht nur eine umfangreiche Beschäftigung, sondern auch solche Einnahmen, daß sich ihre Lage um das Doppelte verbesserte.

Das trübsinnige Wesen Faïkes fiel den anderen Besucherinnen bald auf. Teilnehmend erkundigten sie sich nach deren Ursache.

Die schaurige Eulengeschichte wurde berichtet, desgleichen der böse Traum, und nun überboten sich die Anwesenden in guten Ratschlägen, wie dem nächtlichen Vogel das Handwerk am besten zu legen sein würde. Doch gab es bei allen Vorschlägen ein Aber, und sogar der scheinbar probateste Ausweg, mit dem Eulengetier kurzen Prozeß zu machen und ihm den Lebensfaden abzuschneiden, fand eine unüberwindliche Schwierigkeit in dem Umstande, daß sich Niemand fand, der zu einem so gefährlichen Unternehmen den Mut gehabt hätte, sintemal bekannt ist, daß demjenigen, der auf eine Eule schießt, irgend ein Unglück widerfährt, indem er dabei entweder einen gefährlichen Fall thut, sich in die Hand schießt, oder von einem platzenden Gewehrrohr verletzt wird. Auch den schlimmen Folgen des Traumes konnte man weniger schwer vorbeugen, und so mußte man sich bei dem vernünftigen Ausspruche der Hodscha beruhigen, welche meinte, daß man am besten thäte, über die ganze Sache nicht weiter nachzudenken und das weitere Gott anheimzustellen, da doch trotz aller Abwehrmittel, alles nach dessen Bestimmung eintreffen würde.

Und so kam es. Mögen die Weisen und Klugen darüber lachen, so werden viele einsichtsvolle Männer zugeben müssen, daß der Zusammenhang der Dinge in dieser Welt in rätselhaften Tiefen wurzelt, und in Goethes letzten Worten Ausdruck findet „Mehr Licht."

Langsam verging der Tag, als aber die beiden Freundinnen spät abends nach Hause kamen, sollte Faïke zu ihrem Traume den Schlüssel erhalten. Im Laufe der Unterhaltung über tägliche Ereignisse ertönte unerwartet, und bei ihrer ahnungsvollen Stimmung wie eine Mahnung an das jüngste Gericht, ein Klopfen an der Thür; noch bedrohlicher erschien die Person des Klopfenden, ein Bote des gespensterhaften Drahtes. Kaum hatte Faïke einen Blick auf den Inhalt der roten Depesche geworfen, als sie erbleichend zurücksank, was Binas Hanum tötlich erschreckte und sie veranlaßte — da es bei den Türkinnen keine Indiskretion giebt — das furchtbare Schriftstück ebenfalls zu lesen. Es lautete:

„Liebe Schwester! Heute hat sich Dein Pascha nach dem Reiche der Ewigkeit begeben, komm hierher und bleibe bei mir, damit wir zusammen unsere Toten beweinen. Dich erwartend, Deine Schwester Hafifa, Harem des Sirdars (Oberfeldmarschall) Omer Pascha."

Wie schrecklich die Botschaft, und trotzalledem wie anheimelnd die liebreiche Anrede der Faïke gänzlich Unbekannten; nur ihr Mann und der greise Feldherr waren bei Lebzeiten eng befreundet gewesen, dermaßen, daß sie sich vorgenommen, auch im Tode nebeneinander ihre letzte Ruhestätte zu finden.

Große Thränen rollten der starr dasitzenden Faïke aus den Augen. Gerade wo sie nun von Herzen mit ebensolcher Ungeduld wie früher seine Abreise, jetzt seine Zurückkunft wünschte.

Gleich nach seiner Abreise meldeten sich wieder die Unterirdischen und trieben mit verstärktem Eifer ihr Unwesen. Wagte Faïke jemals einen Versuch, Einsprache zu erheben: der Pascha würde bei seiner Zurückkunft sehr zürnen, wenn er es erführe, so lautete die unverfrorene Antwort: „Ebenso sehr wie wenn er erfährt, daß Du täglicher Gast bei Güzel warst."

Die Zungen verstummten und kein Laut unterbrach die unheimliche Stille, so daß man den Gang der Uhren hören konnte. Es war die so alltägliche und doch immer grauenvolle Geschichte, daß in das rastlose Denken und Treiben des Menschen plötzlich die Natur eingreift und mit ihrem Machtgebote: „So, jetzt ist es genug" den Lauf des Räderwerks hemmt. Binas Hanum vergaß, daß die Sonne schon untergegangen, und konnte es teilnehmenden Herzens

nicht über sich gewinnen, Faïke in ihrem Schmerze allein zu lassen. Nun, da der gefürchtete Mann Faïkes aus diesem Leben geschieden und in jenes Land hinüber gewandert war, aus dem es keine Rückkehr giebt, vergaß man alle seine wirklichen oder eingebildeten Schwächen, die Willkür und Strenge, und all sein Thun und Lassen erschien in einem milderen Lichte. Für Faïke stellte sich der Zeitpunkt ein, wo sie am Grabe klagend stehen und mit der versöhnenden Kraft des Todes die Nichtigkeit dieses Lebens erfahren sollte.

Tags darauf verbreitete sich im Städtchen wie ein Lauffeuer die Botschaft über das Faïke zugestoßene Unglück.

Nicht lange währte es, so erschienen die guten Freundinnen in Scharen, um ihres Amtes zu walten. „Du hast recht zu weinen", meinten sie, „einen Pascha zu verlieren, ist keine Kleinigkeit, einen andern zu finden, gehört in das Reich der Unmöglichkeit." „Jahu", hättest Du doch auf meinen Rat gehört und nicht die turuntsch gekauft. (Pomeranze, schwarze Sklavin); sie ist ganz gewiß daran Schuld, weil sie Plattfüße hat. Alle ihre Herren bringt sie unter die Erde", sagte eine zweite vorwurfsvoll.

„Sei nicht so betrübt, ergieb Dich in Gottes Willen", tröstete sie Latife Hanum. „Mein Mann

läßt Dich grüßen und Dir sagen, daß er Dir für den Verlust nach drei Monaten Ersatz beschaffen werde, der, in die Wagschale gelegt, fast eben so schwer wiegen wird, wie der Verblichene. Gegenwärtig schmerzt ja der Verlust sehr, aber es verhält sich damit ebenso, als wenn man den Elbogen stößt, was zuerst sehr wehe thut, dann aber bald nachläßt."

Diese und ähnliche Redensarten waren wohl sehr gut gemeint, schienen aber nur dazu beizutragen, Faïkes Trauer zu vermehren.

Die Zeit als allerbeste Trösterin vermochte erst Faïkes Schmerz abzutönen. Kalt und einsam war es um sie her. Schefika ruhte auf dem unermeßlichen Friedhofe bei Skutari, dessen finstere Cypressen nun melancholisch über ihrem gebrochenen Herzen rauschten. Güzel schleppte ein verachtetes und gebrochenes Dasein in Erzerum weiter. Wenigstens hatte das Schicksal dieser Frau, Faïke eine heilsame Warnung gegeben.

Ein blutjunger Mann bot alsbald Faïke großmütig seine Hand an, aber sie lehnte es ab, sich auf das Ungewisse hin wieder in den Käfig sperren zu lassen und daß es ihr wo möglich so gehen könnte, wie der armen vertrauensseligen Güzel.

Faïke trieb es fort. Es zog sie nach der Heimat,

nach Gürdschistan (Georgien), trotz der inständigsten Bitten ihrer getreuen Ume Hadschi.

„Bleib hier", mahnte sie, „kehrst Du zu Deinen christlichen Verwandten zurück, wirst Du noch am Ende ein mürtad." (Jemand, der vom Christentum zum Islam übertritt und dann wieder zum Christentum zurückkehrt. Er wird dann vogelfrei. Jeder kann ihn umbringen.)

Das half aber nichts. Wie Naemi im Buche Ruth, nachdem Eli-Melech gestorben, mit ihren zwei Schnüren aus dem Moabiter Lande nach ihrer Heimat zurück zog, so auch Faike, begleitet von Toruntsch und Chesme-Nur, die jetzt aus Furcht, verkauft zu werden, von Zärtlichkeit gegen ihre Herrin überströmten.

Doch wie viele Enttäuschungen harrten ihrer in der Heimat.

Die Assimilation hatte ganz leise und sachte ihr Werk gethan; Land und Leute waren ihr entfremdet. Sie fühlte sich so verlassen und unglücklich wie noch nie. Nur zu bald erkannte sie, daß dort ihres Bleibens nicht sein könnte.

Wohin nun?

Da gedachte sie jenes Ortes, der nach türkischer Tradition am Ende aller Tage das Paradies sein wird und wohin sich, wenn sie es vermögen, alle Türken zu flüchten lieben, um dort begraben zu

werden und dann am jüngsten Tage — wer zuerst kommt, mahlt zuerst — gleich an Ort und Stelle zu sein, des herrlichen Damaskus. „Ewel scham, achir scham!“ — Damaskus zuerst, Damaskus zuletzt! — besagt daher das türkische Sprichwort.

Dorthin zog es nunmehr die an Erfahrungen reichere, an Illusionen verarmte Faike.

In Damaskus kaufte sie sich ein kleines Haus neben der Barrada, wo sie wunschlos und einförmig, wenn sie nicht gestorben ist, noch lebt. Oft aber blickt sie sinnend in die rastlos vorüberfließenden Wellen des Flüßchens und denkt dabei: „Wo ist das Glück? Haben meine Landsleute sehr Unrecht, wenn sie in der Ruhe ihr höchstes Ideal suchen? Ist etwa dem Menschen im thätigen, von Leidenschaften, Wünschen und rastlosem Streben beseelten Leben ein wirkliches Glück beschieden? Ist nicht das einzige, wahre Glück Selbstgenügsamkeit? Wir sind ja doch nur für so kurze Zeit Gäste dieser Erde. Wohl hat der Araber recht, wenn er die pessimistischen Verse recitiert:

„Lebt der Mensch auch Myriaden Jahre; durch die Nacht
Wird er um die Hälfte seines Lebens schon gebracht,
Und die eine halbe Hälfte lebt er in der blinden
Jugend, wo er nicht in rechts noch links sich weiß zu finden,
In der andern muß er Krankheit, Not und Schmerz bestehn:
So sieht er das Leben fast ungelebt vorübergehn.“

Geistesgegenwart.

In Diarbekr lebte eine Frau, Namens Slicha, die Schönes liebte, sehr schön, aber arm war und einen häßlichen Mann hatte. Slicha war aber ebenso schlau wie schön und verstand es, das, was ihr fehlte, zu ersetzen; ihrem häßlichen Manne gab sie einen schönen jungen Rivalen, den feschen allgemein gefürchteten Sabtié (Gensdarmen) Merdisab, dem lags ob, ihr für ihre Gunst all die schönen Sachen, die sie sich wünschte, herbeizuschaffen.

Eines Tages schlenderte sie im Bazar herum. Es war Sommer und sie wollte sich Stoff zu einem neuen Sommerkleide aussuchen. Ihre Blicke wurden namentlich von einem reizenden weißen silberdurchwirkten indischen Seidenstoff angezogen. Der Verkäufer des kumash hindi (indischen Seidenstoffes) bemerkte sofort die Kauflust der wenig verschleierten Türkin und ..... ihre Schönheit.

„Bitte, Chatun, tritt näher und besieh Dir diesen unvergleichlichen Stoff; kann es etwas Entzückenderes

geben? Er ist wie für Dich extra geschaffen.“ So redete er sie mit schmeichelnder Stimme an.

„Ach Bruder“, antwortete sie ihm in familiärem Tone, „gern möchte ich Deinem Wunsche willfahren und Dir etwas abkaufen, aber leider ist mein Geldbeutel zu klein, um mir solche Extravaganzen zu erlauben.“

Selbst Merdisab würde mir schwerlich diesen teuren Stoff bezahlen, dachte sie seufzend.

Der sie bewundernde hagere Verkäufer beobachtete den Kampf der schwarzäugigen Slicha. Kurz entschlossen sagte er, sie scharf ins Auge fassend: „Chatun, laß das Deine kleinste Sorge sein. Wie viel Pik (ungefähr ein Drittel Meter) brauchst Du? Sage es mir, und da der Stoff für Dich zu tragen zu beschwerlich sein wird, wirst Du mir vielleicht erlauben, ihn Dir selbst ins Haus zu bringen. Das heißt, wenn Du willst?“ setzte er vorsichtig hinzu.

„O, ob ich will! Ich wohne beim Mardinthore, im dritten Hause links. Komme um ikindi, (Nachmittags), da ist mein Mann im Geschäft.“

So, nun konnte ihr Merdisab ein billigeres Kleid besorgen. Mit diesem Gedankenschlusse verließ sie den vor Aufregung bebenden Verkäufer.

Zur festgesetzten Stunde erwartete die schöne Slicha den dürren Seidenstoffverkäufer, die Hausthür

hatte sie angelehnt, damit er ohne zu klopfen — wodurch er die Aufmerksamkeit der Nachbarn erwecken könnte — mit dem begehrten sawaï (Seidenbrokat) ins Haus gelangen konnte.

Nicht lange brauchte sie nach ihm auszuspähen, da bog er um die Ecke, unterm Arm ein Paket. Wie ein Dieb um sich schauend, kam er näher. Aber er brauchte sich nicht zu fürchten, da die Männer jenes Quartiers, fast ausnahmslos arme Leute, um diese Zeit immer in ihren Geschäften, und deren Frauen mit Hausarbeiten beschäftigt waren und darum keine Zeit hatten, sich um das Thun und Lassen der Nachbarn zu bekümmern.

Behende schlüpfte der Verkäufer durch die angelehnte Thür ins Haus hinein. Klopfenden Herzens legte er ihr den heiß begehrten Brokatstoff vor die Füße.

Entzückt betrachtete Slicha den herrlich schimmernden Stoff, betastete ihn zärtlich und überzeugte sich, ob auch das richtige Metermaß vorhanden, dann legte sie ihn behutsam zusammen, wickelte ihn sorgsam in Papier — alles viel zu langsam für den verliebten Jüngling — und gerade, als sie einen Schrank aufschließt, um ihn hineinzulegen — pan, pan — klopfts an die Thür.

Erbleichend schaut Slicha durch die „scharies"

(vergitterten Fenster) und ruft, zu dem Verkäufer gewandt, entsetzt aus: „Es ist Merdisab!"

Der berüchtigte Gendarm war eine nur allzubekannte Persönlichkeit.

Wie von einer Tarantel gestochen, springt der dünne Seidenverkäufer von dem weichen Wattensofa auf. „Wie?! Was!? Merdisab?! Dein Mann?"

Obgleich Slicha selbst das Herz klopfte, so ging es ihr wie meist Frauen, die in Gefahr weniger den Kopf verlieren als Männer.

Verächtlich kräuselt sie die Lippen. „Jahu! (Anredeformel) werde nicht so blaß, es geht Dir ja noch nicht an den Kragen. Geh hier in den Schrank hinein und verhalte Dich ruhig", worauf Slicha ihn einschloß und vorsichtshalber den Schlüssel in die Tasche steckte, — Luft genug hatte er ja, ersticken würde er nicht; der Schrank war ein Speiseschrank und mit einem sogenannten oeil de boeuf (rundes Fensterchen zur Zulassung der Luft) versehen, — eilte sie, dem immer ungestümer an die Thür klopfenden Merdisab zu öffnen.

„Meine Taube, Du hieltst wohl ein Nachmittagsschläfchen? Du siehst so gestört aus."

„Ja, richtig geraten, ich erwartete Dich nicht," antwortete schnell gefaßt Slicha.

„Ich komme, um von Dir Abschied zu nehmen,

die Mekkapilgerkarawane trifft ein, und da muß ich ihr entgegenreiten. Kann ich einen Augenblick eintreten und einen Abschiedskaffee trinken?"

„Mit Vergnügen," entgegnete Slicha und wünschte doch den unwillkommenen Gast in die untersten Schichten der Hölle.

Kaum wollte der Gendarm sich behaglich auf den eben vom Seidenverkäufer verlassenen Platz, auf das Wattensofa, niederlassen, als pan! pan! es wieder an die Thür klopft.

Slicha traut ihren Ohren nicht. Hat sich denn heute der Teufel verschworen, ihr ein Bein zu stellen? Vielleicht ist's jemand, den man abweisen kann? Sie blickt durch die scharie und prallt mit offenem Munde zurück. „Sidi Abd-el-Kader (Schutzheiliger), stehe mir bei, es ist mein Mann!"

„Wie geht es zu, daß Dein Mann zu dieser ungewohnten Stunde nach Hause kommt? Doch mir ist's eins, ich nehme es mit zehn Männern auf," sagte gelassen Merdisab.

„O mein Löwe, ich weiß, daß Du es mit zehn Männern aufnimmst, aber meinetwegen mußt Du Dich verstecken. Hier würde meines Bleibens nicht mehr sein."

„Nun denn," fragte der Löwe besiegt, „wohin soll ich mich, Dir zuliebe sei es gethan, verstecken?"

„Sidi Abd-el-Kader lohne es Dir! Hier in den Schrank.“

Als der arme Seidenfabrikant, dem beim Erscheinen Merdisabs schon fast aus Angst der Atem vergangen war, nun noch diese erneute Komplikation an sich herankommen sah, glaubte er, vor Schreck erstarren zu müssen. In dem engen Schrank, wo er mit genauer Not allein Platz hatte, sollte noch der Koloß hinein. „O weh! o weh! Mir bleibt nichts übrig als mein shehadet namé (Glaubensbekenntnis, was jeder Türke thut, wenn er irgend im stande ist, es beim Herannahen des Todes auszusprechen) zu sagen. „Ich bezeuge, daß es nur einen Gott giebt, und Mohammed sein Prophet ist“, wimmerte er leise. Doch seine Befürchtungen bestätigten sich nicht, er hörte einen andern Schrank auf- und zuschließen, dann war eine Weile alles still, bis Slicha in Begleitung ihres Mannes wiedererschien.

„Frau, tummle Dich, hier bringe ich Dir Leber von einem frisch geschlachteten Lamme, welches zu Ehren eines heute eingetroffenen Hadschis (Pilgers) verspeist werden soll. Brate sie nur schleunigst, damit ich wieder schnell ins Geschäft komme.“

Verwirrt machte die Frau Anstalt, das Verlangte eiligst zu thun, um je eher, je lieber ihren Mann los zu werden und die Gefangenen aus ihren

respektiven Gefängnissen befreien zu können. Das Feuer wurde gemeinsam vom Ehepaare in der nebenanstoßenden Küche gemacht, während „Arab", der schwarze Kater, seine Ohren dem „Iblis" (Teufel) lieh und sich heimtückischerweise die zarte Lammleber zu seinen Gunsten aneignete.

Sidi Abd-el-Kader war gewiß nicht zu Hause gewesen, als Slicha ihm das Stoßgebet zusandte. „Arab" mußte doch wohl das Gefühl der Ungebührlichkeit seines Benehmens gehabt haben, denn er zog es vor, sich mit seinem Raube ins Dunkel des Speiseschrankes zu begeben. Im Augenblick, wie er durchs oeil de boeuf-Fenster ins Innere des Schrankes untertauchen wollte, erblickte ihn sein Herr.

„Slicha!" schrie er, daß die Wände dröhnten, „hurtig, bring' meinen „tabús" (armlange arabische Waffe, ganz aus Blei) und den Schlüssel zum Speiseschrank."

Wer nicht kam, war Slicha; schreckensbleich sah sie von der Küche aus der Entwickelung der Tragödie zu. Dabei die Hausthür im Auge behaltend.

Unterdessen regnete es durchs oeil de boeuf-Fenster Hiebe auf den armen Seidenwarenverkäufer; er konnte von Glück sagen, daß Slicha angeblich weder „tabús" noch Schlüssel fand, mit den Stockschlägen wollte er es schon aushalten.

Der aufgebrachte Mann, wütend durch den Verlust des Leckerbissens, schlug immer heftiger auf den vermeintlichen weichen Katzenkörper ein.

Endlich machte das gequälte Menschenkind durch einen Schmerzensschrei der Tortur ein Ende. Sofort hält der Mann mit dem Schlagen ein.

„Slicha, Arab ist behext, er hat eine Menschenstimme angenommen; schnell, befreien wir ihn," ruft entsetzt der Mann aus, indem ihm alle Haare zu Berge steigen.

Ja, wo ist Slicha! Sie flieht und findet Zuflucht in den undurchdringlichen Mauern eines Harems.

Indessen hatte der Mann den Schrank aufgebrochen, und ihm zu Füßen fällt der arg mißhandelte Verkäufer.

„Gnade! Gnade!" fleht er mit erhobenen Händen.

„Warte nur, ich werde Dir Gnade zeigen!"

„O Herr, höre mich an und übe Barmherzigkeit; ich bin nur der Diener meines Herrn, der mich hierher geführt hat und der dort im Schranke sitzt." Dabei zeigte er bebend auf den Schrank, worin Merdisab saß.

Wie ein wütender Löwe warf sich nun der Mann auf den andern Schrank, um unter dem Schwur zu allen Heiligen dem eigentlichen Übelthäter Arm und Beine zu brechen.

Schon springt aber Merdisab aus seinem nun überflüssig gewordenen Versteck und wirft sich wie ein indischer Tiger auf den Mann Slichas.

Während sich die beiden in die Haare fallen, sucht der arme geschlagene Seidenwarenverkäufer mitsamt seinem ominösen Stoffe das Weite. Er verspricht Abd-el-Kader, sich nie wieder auf Abwege zu begeben und ihm für die glückliche Errettung aus der Lebensgefahr, die ihm durch seine Geistesgegenwart gelungen war, deren Eingebung er wohl ihm verdanke, ein fettes „kurban" (Schlachtopfer) darzubringen.

Endlich erscheint die Polizei und schleppt die beiden Wutentbrannten zum Kadi. Unter der Zuschauermenge steht frohlockenden Angesichts der Seidenverkäufer. Merdisab erblickt ihn und ruft ihm grimmigen Blickes zu: „Wart' Du nur, später wirst Du mir sagen, seit wann ich Dein Herr geworden bin, und dann werde ich Dir den Herrn zeigen." Erschrocken duckt der hasenherzige Jüngling seinen Kopf unter die Menge.

Als der Kadi die Streitenden angehört, bemerkte er, seinen Bart krauend: „Wie immer und allerwegen gilt es auch hier: Cherchez la femme".

Der Dhatur.

Daß der Altmeister in Äskulaps Kunst, Hippokrates, in Larissa starb, ist bekannt, aber unbekannt war mir dessen Todesursache, die H. de Teramac in einem langatmigen Artikel in einer in Konstantinopel erscheinenden Zeitung: „Phare du Bosphore“ veröffentlichte. Ob Mär oder Wahrheit, weiß ich nicht, klingt aber sehr legendenhaft.

Mich interessierte der Artikel ungemein, weil er solche Ähnlichkeit mit einer Erzählung hatte, die mir ein Südaraber mitteilte. Man urteile:

Als s. Z. die türkische Regierung unter Nafis Paschas Kommando Truppen nach dem Nedschd sandte, um es zur Anerkennung der Oberherrschaft des Sultans zu zwingen, brachten die nach Erledigung ihrer Aufgabe Heimkehrenden viel Beute mit: Sklaven, Kühe, — letztere sehr geschätzt wegen ihrer großen Milchergiebigkeit — Perlen ꝛc. Ein von Nafis Pascha annektierter Sklave, ein kleiner Junge, entlief ihm und kam zu uns. In dem Kleinen steckte etwas von Scheherazade. Nur zu gerne er-

zählte er mir Reminiscenzen aus seiner Heimat, denen ich zu seinem Leidwesen nur ein halbes Ohr schenkte, und oft entzog ich ihm auch das. So geschah es eines Tages, daß ich ihm, als er pausierte, kein einziges Wort des Beifalls oder der Verwunderung spenden konnte. Nun sprach er in lauterem Tone, der mich aus meinen eigenen Gedanken aufrüttelte, gerade in dem Augenblick, als er mich fragte: Sara bint Amran, schu ism abuha? („Wie heißt der Vater von Sarah, der Tochter Amrans?") Ich teilte das Los aller zerstreuten Leidensgenossen und sagte ernsthaft: „Wie kann ich das wissen?" Noch einmal fragte er, und ich antwortete zum zweitenmale, schon etwas ärgerlich: „Ich habe ja schon gesagt, ich weiß es nicht." Er lachte und wies auf meine Unaufmerksamkeit hin. Ich begriff und lachte mit, mich schließlich darüber freuend, die Entdeckung gemacht zu haben, daß es auch in Arabien Vexierfragen giebt. „Und ich erzählte Dir solch schöne Geschichte vom Dhatur," hub er traurig an.

„Nun denn, erzähle sie noch einmal, jetzt werde ich zuhören."

Und sie fesselte mich wirklich. Es war doch zu komisch! Diese frappante Ähnlichkeit zwischen der Erzählung H. de Teramacs und der des südarabischen Jungen aus dem Krähwinkel Nedschd. Er begann:

In Riat (Stadt in Südarabien) lebte einst ein berühmter, ob seiner wundervollen Kuren hochgeschätzter Arzt. Man kam von nah und fern, um sich von ihm behandeln zu lassen. Leider konnte ihm niemand was ablernen, da er um keinen Preis etwas von seiner Heilkunst andere lehrte. Darum war er auch stets bedacht, recht dumme Diener zu nehmen, am liebsten waren ihm Idioten. Eines Tages, da er einen dienstbaren Geist brauchte, führte man ihm einen vom Mutterleibe an taubstummen Jüngling zu. In Wahrheit war dieser aber nichts weniger als das. Von Wißbegierde getrieben und um hinter die berühmten Geheimnisse des Heilkünstlers zu kommen, wollte er das Opfer bringen und einige Jahre seines Lebens simulieren. Durch seine heldenmütige Entsagung erntete er reichlichen Lohn. Der Meister experimentierte, traktierte, operierte ganz ungeniert vor ihm. So ging es jahrelang, bis einst ein Schwerkranker kam. Er behauptete, von einer entsetzlichen Krankheit befallen zu sein, beständig krabbele etwas in ihm herum, und schreckliche Dypsomanie martere ihn unaufhörlich.

Als verschiedene angewandte Mittel nichts halfen, gab ihm der Arzt einen Schlaftrunk ein, öffnete ihm die Brust und fand, fest auf der Lunge eingekrallt, einen Dhatur sitzen.

(Was ist ein Dhatur? fragte ich meinen Gewährsmann. „Ein haïwan — Tier“. Wenn man bei uns des Nachts mal Speisen unverdeckt stehen läßt, kommt der Dhatur und legt darauf seine Eier. Der Mensch aber, welcher von diesem Essen genießt, bekommt den Dhatur. Dieser setzt sich auf die Lunge der Person fest, wächst und saugt ihm all das Wasser, das er zu seinem Bedarfe gebraucht, weg, infolgedessen man fortwährend vom Durst gepeinigt wird und Atmungsbeschwerden fühlt.)

Nun erhitzte der Doktor am Feuer eine große Stopfnadel und hielt sie über die Kralle des Tieres. Der Dhatur zog schnell seine Kralle aus der Lunge heraus, steckte sie aber sofort wieder in diese hinein, wenn der Arzt sich mit der glühenden Stopfnadel der anderen näherte. Töten wollte er den Dhatur nicht, damit die Krallen nicht in der Lunge stecken blieben. Das Verfahren wiederholte er immer von neuem, bis der vermeintliche Taubstumme, welcher bis dahin still daneben stand und den erfolglosen Versuchen seines Meisters zusah, seine Rolle vergessend, in die Worte ausbrach:

„Herr, laß mich, ich bringe den Dhatur unversehrt heraus.“

„Wie! was! Du Elender hast mich hintergangen?“

„Ja, aber laß es Dich nicht gereuen. Wo Du

nicht Rat weißt, werde ich ihn schaffen, denn ich war nicht müßig und bin jetzt ein besserer Arzt als Du."

„Das werden wir sehen, doch davon später," entgegnete grimmig der Arzt. „Nun wohlan! Da Du Dich vermißt, den Dhatur lebendig aus der Lunge herauszubekommen, thue es, und gelingt's, nun gut, dann werde ich Dir Deine Hinterlist verzeihen."

„Nichts leichter als das. Versuche es selbst."

Hierauf nahm er etwas Watte, hielt die glühende Stopfnadel über die Kralle, und sowie der Dhatur sie aus der Lunge zog, schob er die Watte dazwischen, so daß die Kralle in die Watte einhakte. Als er die glühende Stopfnadel über die andere Kralle hielt, wiederholte er das Verfahren, und siehe da: Der Dhatur saß nun unversehrt auf der Watte.

Dem Manne wurde die Brust wieder zugenäht, und nach dessen glücklicher Genesung erhielt der Meister eine überreiche Belohnung; doch begnügte er sich durchaus nicht mit diesem Lohn seiner Kunst. Es wurmte ihn, daß sich sein Jünger über ihn erhoben hatte, und es ließ ihm keine Ruhe weder bei Tag noch bei Nacht, und so beschloß er, dies klar zu stellen. Infolge dieses Entschlusses forderte er seinen Pseudo-Rivalen auf, zu beweisen, daß er ein besserer Arzt sei als er, oder seine Worte zurückzunehmen.

„Letzteres thue ich nicht, wohl aber ersteres," entgegnete der Jüngling.

„Denn siehe," sprach der Meister, „einer von uns beiden ist hier im Lande zu viel."

Sie setzten darauf einen bestimmten Tag fest, an dem sie sich in einer öffentlichen Versammlung vor dem ganzen Volke, welches den Schiedsspruch fällen sollte, zu messen hätten.

Als Termin der Entscheidung wurde der vierzigste Tag nach der Unterredung festgestellt.

Der Meister fing vierzig der allergiftigsten Skorpione, der grauen Dscherrars*), welche er in einen irdenen Topf sperrte und diesen hermetisch verschloß. Von Hunger getrieben, fraß ein Skorpion den andern

*) Die arabische Legende lautet: Als einst der Prophet Mohammed an einem heißen Tage bei seinen Fußwanderungen müde und sehr durstig in einem Dorfe ankam, bat er die aus einem Brunnen Wasser schöpfenden Frauen, ihm doch aus ihren Krügen einen Trunk Wasser zu spenden. Keine that es. Empört darüber stand er zornig auf, zerschlug ihnen die Krüge, zerstreute deren Scherben nach allen Richtungen und rief aus: „Fortan mögen zur Strafe für Eure Unbarmherzigkeit aus den Scherben Eurer Krüge Skorpionen entstehen, gegen deren todbringende Bisse Ihr keine Heilung finden werdet. Ihren Schwanz sollen sie beim Kriechen schleppen (anstatt, wie die anderen es thun, ihn auf dem Rücken tragen) und „Dscherrar" heißen". („Dscherrar" auf arabisch „Krüge", dasselbe Wort bedeutet aber auch „schleppen". Der Prophet beabsichtigte, durch dies Wortspiel die Unthat zu verewigen.)

auf, bis zuletzt nur einer übrig blieb, der nun das Gift aller vierzig in sich vereinigte.

Der Jüngling ging indes auf die Schlachtstätte und fing eine Aasfliege, welche er sorgfältig aufbewahrte.

Der verhängnisvolle Tag brach an. Die beiden Rivalen standen sich vor einer großen Volksmenge einander gegenüber.

Es herrschte lautlose Stille, als der Meister seinem Gegner eine Fiole überreichte, welche das Gift der vierzig Skorpione enthielt.

Der ehrgeizige Jünger Äskulaps, welcher vorher seinen ganzen Körper mit Honig eingeschmiert, führte beherzt das Fläschchen an seinen Mund, leerte es in einem Zuge, warf es weit von sich und setzte in demselben Augenblick die von ihm in einer Schachtel mitgebrachte Aasfliege in die Magengegend, wo sie sich sofort fest saugte.

Zum Erstaunen des ganzen Volkes stand der Jüngling wohl und munter da.

Nun kam die Reihe an den Meister. Bleich, mit zitternder Hand, nahm er das ihm gebotene Fläschchen entgegen, führte den Inhalt an die bebenden Lippen und sank, noch ehe er es geleert, mit vor Angst verzerrtem Angesicht tot zu Boden. Ein Schrei des Entsetzens erfüllte die Luft. Das Volk,

welches seinen Liebling entseelt daliegen sah, umrang wütend den unglücklichen Sieger. Lächelnd hob er das am Boden liegende noch nicht geleerte Fläschchen auf, das dem großen Toten aus den Händen geglitten war, und trank es bis auf den letzten Tropfen aus.

„Freunde, es war nur Wasser," rief er aus, „wie hätte ich unserm allverehrten Meister Gift reichen können."

Nun wurde dem neuen am Horizonte aufsteigenden Sterne zugejubelt und er unter schrillen silagids (ein markdurchdringendes Jubelgeschrei der Araber bei festlichen Gelegenheiten) nach der Stadt geführt, wo man ihm ein leckeres Festessen bereitete.

„Le roi est mort, vive le roi."

Der kleine Erzähler hatte geendet und eine aufmerksame Zuhörerin gehabt. Nun die Hauptmomente aus der Erzählung H. de Teramac's:

Comment mourut Hippocrate.

Nul ne devrait, en lisant le récit qui va suivre, mettre en suspicion la bonne foi de l'historien qui n'appuie ses assertions que sur des documents d'une authenticité incontestable, des manuscrits grecs remontant jusqu'au quatrième siècle avant l'ère chrétienne, et qu'un élève distingué de l'école des

chartes a déchiffrés pour lui en livrer les précieuses révélations.

Hippocrate portait très haut le point d'honneur, et ne pouvait même supporter la pensée qu'il y eût dans l'univers un homme dont la science pût égaler la sienne et se dire son rival dans le grand art de la médecine. Aussi avait-il grand soin de cacher aux yeux de tous les remèdes secrets au moyen desquels il obtenait ses cures merveilleuses.

Mais les serviteurs de la maison? me direz-vous. A cet égard, Hippocrate savait les choisir tels qu'ils devaient être. Il n'avait chez lui que des domestiques dont l'intelligence ne dépassait que de quelques dégrés l'intelligence de mollusques.

Un jour, Hippocrate ayant besoin d'un valet de chambre, se présenta chez lui un jeune homme, offrant les signes de la plus parfaite idiotie; Hippocrate le palpa, l'interrogea, puis, finalement, convaincu qu'il avait à faire à un idiot admirablement réussi, il le reçut dans sa maison pour y remplir ces nobles fonctions. Le prétendu idiot qui venait d'entrer au service d'Hippocrate, était bien loin, de ce qu'il paraissait. Intelligent autant qu'habile, déjà instruit des premières connaissances de la médecine, il s'était promis d'achever chez Hippocrate lui-même son éducation. A force de se grimer et d'affecter les dehors de la stupidité, il

parvint à surprendre la bonne foi d'Hippocrate. Rien ne coûta à Agathoclès (le nom du jeune homme) pour atteindre son but; que de fois ne venait-il pas coller son oreille ou son oeil près du trou de la serrure, pour voir et entendre ce qui se disait ou se faisait dans le cabinet de consultation. À l'époque des moissons un client venait pour réclamer les soins d'Hippocrate. Agathoclès l'introduit dans le cabinet de consultation où le jeune paysan expliqua à Hippocrate le motif de sa visite.

Ce matin, commença-t-il, je faisais la moisson dans les champs, lorsqu'une araignée de moyenne grosseur, d'une teinte noirâtre, s'est mise à grimper le long de mon corps. Bientôt, elle a atteint mon visage, et au moment même où je me préparais à la jeter à terre pour l'écraser, elle s'est glissée dans une de mes narines, d'où il m'a été impossible de la déloger. À présent elle est dans ma tête, tout près de ma tempe gauche; je la sens se remuer, aller de ça de là, m'occasionnant des douleurs intolérables. À chaque mouvement, il semble que ma tête aille éclater, et qu'il y ait à l'intérieur comme une armée de cyclopes qui frappent sur l'enclume.

Hippocrate, la main appuyée sur le front, réfléchissait sur la solution du cas embarrassant et ce fut sans doute cette préoccupation qui l'em-

pêcha de voir le judas du plafond entr'ouvert et l'oeil d'Agathoclès collé à l'ouverture.

„Il n'y a qu'un moyen, la trépanation,“ se disait Hippocrate saisissant un instrument et se mit en devoir de trépaner son malade. Bientôt une large portion du crâne fut mise à découvert et il ne tarda pas d'apercevoir blottie dans un recoin la malheureuse araignée; L'opération avait réussi, mais le plus difficile restait à faire: il fallait s'emparer de l'ennemi. Hippocrate, hélas, ne fut pas vainqueur dans le combat singulier, qu'il livrait à son adversaire. Il eut beau faire, l'araignée douée d'une vélocité prodigieuse, échappait à toutes ses attaques. Poursuivie dans un coin, elle passait à l'instant dans un autre, et lorsque Hippocrate renfermait les becs menaçant de ses pinces, ils ne saisissaient que le vide! Pendant plus d'une heure il renouvela ses tentatives, mais sans succès: l'araignée était insaisissable.

„Par Jupiter, mon ami,“ s'écria-t-il, „cette araignée n'est pas une araignée, c'est quelque mauvais génie, car malgré toute mon habileté il est impossible de la déloger de sa retraite!“

„Impossible! Allons donc! Impossible! Voulez-vous donc que je m'en charge, moi?“

La foudre tombant aux pieds d'Hippocrate ne l'aurait pas plus terrifié que ne le firent ces pa-

roles d'Agathoclès. Il leva les yeux vers le plafond, comprit et d'une voix que la colère rendait tremblante s'écria: „Toi, toi. Agathoclès, viens brute, viens montrer ta prétendue science, à l'oeuvre, crétin, à l'oeuvre! Si tu ne réussis pas, tu seras châtié d'importance, et si tu réussis . . .“ il n'acheva pas son dilemne.

Agathoclès n'eut rien de plus pressé que d'obéir aux injonctions de son maître; en un instant il fut dans le cabinet du docteur.

Le rival d'Hippocrate saisit une mince tige de fer qu'il chauffa à blanc et l'introduisit dans l'ouverture faite par le trépan, avant que l'araignée songeât à accomplir ses savantes évolutions, elle était rôtie sur place.

Le brave paysan n'était pas fâché d'en avoir fini avec l'hôte incommode qui avait élu domicile dans son crâne. Hippocrate silencieux, banda la blessure de son client et se hâta de le renvoyer à ses travaux puis se posant en face d'Agathoclès:

„Fourbe, tu prétends t'égaler à ton maître et même t'élever au dessus de lui et lui disputer la palme de la science médicale.“

„Je ne prétends point cela; mais je constate qu' aujourd'hui j'ai été plus habile que vous et dans plus d'une circonstance il pourrait en être de même.“

„Malheureux! Misérable! Penses-tu que les

Grecs, nos concitayens puissent jamais prendre tes affirmations au sérieux, et regarder ta science supérieure à celle du grand Hippocrate?"

„On le croira, Hippocrate, si je donne des preuves de la supériorité de mon savoir."

„Et quelles preuves prétendrais-tu donc donner?"

„Une seule et elle sera décisive. Entre vous et moi la lutte est à mort. Je vous propose un duel. Nous préparerons un poison et devant tout le peuple réuni au milieu de l'amphithéâtre, je subirai le premier l'épreuve. J'absorberai le poison préparé par vous, avec la faculté d'en neutraliser les effets au moyen d'un contrepoison, préparé par moi. De votre côté, vous prendrez mon poison dont vous arrêterez les effets par un contrepoison de votre composition."

Pendant ce discours Hippocrate était sur des épines. Le courage lui faisait un peu défaut. La perspective de ce duel à coups de poison lui souriait médiocrement. Mais il fallait se décider. Il répondit à Agathoclès:

„Qu' Esculape me soit en aide! J'accepte le combat. Agathoclès, ta témérité sera chatiée. Tremble, bientôt tu mordras la poussière, sous l'étreinte de mon poison!"

„Hippocrate, nous nous reverrons dans trois jours, au milieu de l'amphithéâtre de Larisse."

Les trois jours convenus sont écoulés. Les deux adversaires les ont employés en conscience. On vit Hippocrate et Agathoclès parcourir les montagnes et y recueillir des plantes dont le suc devait infailliblement donner la mort.

Mais les préparatifs sont achevés et l'heure solennelle a sonné. Les deux combattants se rendent à l'amphithéâtre. Quelle foule! Les dégrés n'ont plus une seule place vide. Le conseil avait voté que le nom du vainqueur serait donné à une rue de la cité.

Voici les deux rivaux debout au milieu de l'arène. Hippocrate vêtu de sa plus belle toge, présente un aspect vénérable. Agathoclès ému, jette sur la foule un regard plein d'assurance. Un silence profond règne dans la nombreuse assemblée.

Hippocrate tire d'une de ses poches un paquet de la grosseur d'une noix et présente à Agathoclès d'une main tremblante une petite boule de couleur noirâtre, renfermant la quintessence du suc de vingt-neuf plantes plus vénéneuses les unes que les autres, puis le poison de plusieurs vipères.

Agathoclès, sans hésiter, prend la pilule, l'introduit dans sa bouche et l'avale à l'instant. Puis, sans perdre du temps, il débouche un petit flacon qu'il tenait dans la main et l'absorbe en entier. C'était son contre-poison.

L'émotion de la foule allait croissant. Hippocrate, plus qu'aucun autre, était bouleversé par l'émotion. Qu'allait-il arriver à Agathoclès? Quel serait le plus fort, du poison ou du contrepoison? Il devint bientôt certain pour tout le monde que, pour Agathoclès, l'épreuve n'avait eu aucune suite fâcheuse.

C'était maintenant le tour d'Hippocrate. Plus mort que vif, le visage défait, il demande à Agathoclès de lui remettre son poison.

„Maître, un instant, je vais l'apporter, il est ici tout près, car je n'ai pas voulu le porter sur moi, de peur d'accidents."

Agathoclès se retire, et bientôt on le voit revenir, tenant à la main un long roseau au bout duquel est attaché une petite fiole, pleine d'un liquide transparent. Tout en marchant, Agathoclès détournait la tête comme s'il eût crainte de respirer l'air venant du côté du flacon, renfermant son poison. Arrivé près d'Hippocrate, il lui tendit l'extrémité de son roseau. Le malheureux médecin détache le flacon, le débouche, et le porte à ses lèvres . . .

À l'instant des cris s'élèvent du sein de la foule: „Il est mort", s'écrie-t-on, „il est mort"! —

En effet Hippocrate venait de tomber comme foudroyé, n'ayant absorbé que quelques gouttes du breu-

vage. Il était là, étendu sans vie, tenant dans sa main le flacon presque intact, que lui avait remis Agathoclès. Celui-ci s'approche du cadavre de son ancien maître et prenant la fiole des mains d'Hippocrate, il la montre à la foule émue, partagée entre l'admiration et la consternation. —

„Voyez", s'ecrie-t-il, „voyez mon poison: chacun de vous pourrait impunément boire tout ce flacon, car mon poison n'était autre chose que de l'eau. Pour Hippocrate, le poison le plus violent a été la peur! — Ce disant il absorbe toute la bouteille aux yeux des milliers de spectateurs étonnés.

La foule ne put s'empêcher d'applaudir l'heureux vainqueur, en même temps qu'elle accordait ses regrets à l'illustre docteur qui venait d'expirer. Ses funérailles furent splendides et faites aux frais de l'État.

„Wie Hippokrates starb."

An die Wahrheit folgender Erzählung dürfte niemand zweifeln, da sie der Geschichtsschreiber durch unanfechtbare authentische griechische Dokumente belegte, welche noch vor vierhundert Jahren vor Christi Geburt datieren, und die ihm von einem bedeutenden Zögling der Rechtswissenschaft entziffert wurden, um ihm diese wertvollen Entdeckungen zugänglich zu machen.

Hippokrates war dermaßen ehrgeizig, daß er nicht mal den Gedanken ertragen konnte, es gäbe jemand in der Welt, dessen Wissenschaft seiner gleich käme und sich ihm in der medizinischen Kunst an die Seite stellen könnte. Darum war seine größte Sorge, vor Augen aller seine geheimen Mittel, mit denen er die wunderbaren Kuren erzielte, geheim zu halten.

Aber die Hausdiener, wird man fragen! In der Hinsicht wußte er sie sich so auszusuchen, wie er sie wünschte. Er hatte Diener, deren Verstand nur um einige Grade den der Molusken überragte.

Eines Tages, da Hippokrates eines Kammerdieners bedurfte, meldete sich bei ihm ein junger Mann, welcher Zeichen des ausgesprochensten Idiotismus aufwies. Hippokrates beklopfte, befragte ihn, und da er schließlich davon überzeugt war, daß er mit einem wundervoll ausgebildeten Idioten zu thun hatte, nahm er ihn an, um diese edlen Dienste zu versehen. Der vermeintliche Idiot, welcher in das Haus Hippokrates' eingetreten, war weit davon entfernt, das zu sein, was er schien. Ebenso klug wie geschickt und schon in die ersten Kenntnisse der Medizin eingeweiht, versprach er sich seine weitere Ausbildung bei Hippokrates selbst zu vollenden. Durch sein stetes Simulieren

und Dummstellen gelang es ihm, Hippokrates zu täuschen. Nichts verschmähte Agathokles (so hieß der junge Mann), um sein Ziel zu erreichen. Wie oft legte er sein Ohr oder sein Auge ans Schlüsselloch, um zu hören oder zu sehen, was im Konsultationskabinett gesagt oder gethan wurde.

Es war zur Zeit der Ernte, als ein Klient zu Hippokrates kam, um sich Rat zu holen. Agathokles führte ihn ins Konsultationszimmer, wo der junge Landmann dem Hippokrates die Ursache seines Kommens erklärte.

„Heute morgen," begann er, „mähte ich auf dem Felde, als mir eine mittelgroße, schwarze Spinne am Körper emporkroch. Bald erreichte sie mein Gesicht, und gerade als ich sie zur Erde werfen und zertreten wollte, schlüpfte sie in eins meiner Nasenlöcher, von wo ich sie nicht vertreiben konnte. Jetzt befindet sie sich in meinem Kopfe, nahe bei der linken Schläfe; ich fühle, wie sie sich bewegt, geht hin und her und verursacht mir unausstehliche Schmerzen. Bei jeder Bewegung kommt's mir vor, als ob mein Kopf in Stücke gehen müßte, und daß sich drinnen eine Armee von Cyklopen befindet, welche auf den Amboß schlägt."

Hippokrates, den Kopf in die Hand gestützt, dachte über die Lösung dieses verwickelten Falles

nach und dieser Gedankenabwesenheit war es wohl zuzuschreiben, daß er nicht den geöffneten „Judas" (verstecktes Guckloch) in der Zimmerdecke und das darauf geheftete Auge Agathokles' sah.

„Es giebt nur ein Mittel: die Trepanation," sagte Hippokrates, indem er ein Instrument nahm und sich daran machte, den Kranken zu trepanieren. Bald war im Schädel eine große Öffnung bloß gelegt, und man sah die unglückliche Spinne, eingepfercht in einer Ecke. Die Operation war gelungen, aber das Schwerste blieb noch zu thun: sich des Feindes zu bemächtigen. Leider ging Hippokrates aus diesem eigentümlichen Kampfe mit seinem Gegner nicht als Sieger hervor. Er konnte machen, was er wollte, die mit einer wunderbaren Geschwindigkeit ausgestattete Spinne entrann allen Angriffen. In einer Ecke verfolgt, schlüpfte sie behende in eine andere, und wenn die drohenden Spitzen der Pincette des Hippokrates sich schlossen, faßten sie ins Leere! Über eine Stunde erneuerte er seine Versuche; aber immer erfolglos: die Spinne war unfaßbar.

„Bei Jupiter, mein Freund," rief er aus, „diese Spinne ist keine Spinne; irgend ein böser Geist, den aus seinem Zufluchtsorte zu vertreiben, mir trotz meiner Geschicklichkeit unmöglich ist.

„Unmöglich! I wo! Unmöglich! Wollen Sie, daß ich es übernehme?“

Wenn der Blitz Hippokrates vor den Füßen eingeschlagen, hätte er sich nicht mehr erschrecken können, als es die Worte Agathokles' thaten.

Er hob die Augen zur Zimmerdecke und begriff. Mit einer vor Wut zitternden Stimme rief er aus:

„Du! Du! Agathokles. Komm, Dummkopf! Zeige Deine angebliche Kunst. Auf, ans Werk! Wicht! Auf! Wenn's Dir nicht gelingt, dann wirst Du nach Deinem Verdienste bestraft werden, gelingt's Dir aber . . .“ er beendete nicht sein Dilemma.

Agathokles hatte nichts Eiligeres zu thun, als schleunigst den Befehlen seines Meisters Folge zu leisten. Im Nu befand er sich im Kabinett des Arztes.

Der Rivale Hippokrates' ergriff einen dünnen Eisendraht, erhitzte ihn glühend und führte ihn in die vom Schädelbohrer gemachte Öffnung. Noch ehe die Spinne daran dachte, ihre geschickten Sprünge auszuführen, war sie gebraten.

Der brave Landmann war nicht wenig froh, den unbequemen Gast, welcher sich seinen Schädel als Wohnort ausgesucht, los geworden zu sein. Stillschweigend verband Hippokrates seinen Klienten und beeilte sich, ihn zu seiner Arbeit zu senden; dann wandte er sich an Agathokles:

„Schurke! Du behauptest, Deinem Meister gleich zu kommen, ja sogar Dich über ihn zu erheben und ihm die Palme der medizinischen Wissenschaft streitig zu machen?"

„Nein, das beanspruche ich nicht; aber ich konstatiere, daß ich heute geschickter war als Sie, und bei mehr als einer Gelegenheit könnte es wieder so sein."

„Unglücklicher! Elender! Glaubst Du, daß die Griechen, unsere Mitbürger, Deine Reden ernst nehmen und Deine Wissenschaft höher stellen, als die des großen Hippokrates?"

„Man wird's glauben, Hippokrates, wenn ich ihnen Beweise von der Überlegenheit meines Wissens gebe."

„Und welche Beweise denkst Du ihnen denn zu geben?"

„Einen einzigen, und er wird entscheidend sein. Zwischen Ihnen und mir besteht der Kampf auf Leben und Tod. Ich schlage Ihnen ein Duell vor. Wir werden ein Gift bereiten, und vor dem ganzen Volke inmitten des Amphitheaters werde ich der Erste sein, der sich der Probe unterzieht. Ich werde das von Ihnen bereitete Gift zu mir nehmen, mit der Gewähr, seine Wirkung durch ein von mir zubereitetes Gegengift zu bekämpfen. Sie, Ihrerseits,

werden das von mir zubereitete Gift nehmen und durch ein Gegengift Ihrer Mischung seine Wirkung aufhalten."

Während dieses Gesprächs saß Hippokrates wie auf Stecknadeln. Der Mut ließ ihn im Stiche. Die Aussicht auf ein Duell mit Giftwaffen gefiel ihm sehr mäßig. Aber er mußte sich entscheiden. So antwortete er Agathokles:

„Äskulap möge mir beistehen! Ich nehme den Kampf an. Aber Agathokles, Deine Verwegenheit wird seine Bestrafung finden. Zittere, denn bald wirst Du, unter der Wirkung meines Gifts, ins Gras beißen!"

„Hippokrates, nach Verlauf von drei Tagen auf Wiedersehen, inmitten des Amphitheaters von Larissa."

Die verabredeten drei Tage sind verflossen. Die beiden Gegner haben sie gewissenhaft ausgenutzt. Man sah Hippokrates und Agathokles die Berge der Umgegend Larissas auf der Suche nach Pflanzen durchstreifen, welche unfehlbar den Tod herbeiführen.

Nun, die Vorbereitungen sind beendet, und die feierliche Stunde hat geschlagen. Die zwei Gegner begeben sich nach dem Amphitheater. Welche Volksmenge! Die Stufen sind alle besetzt, kein leerer Platz. Der Stadtrat hatte bestimmt, daß eine

Straße der Stadt den Namen des Siegers führen solle.

Da stehen sich die beiden Rivalen inmitten der Arena gegenüber. Hippokrates bietet, angethan mit seiner besten Toga, einen würdigen Anblick. Agathokles, bewegt, wirft auf die Menge vertrauensvolle Blicke. Tiefe Stille herrscht in der zahlreichen Versammlung.

Hippokrates zieht aus seiner Tasche ein Paket von der Größe einer Nuß und bietet mit zitternder Hand Agathokles eine kleine schwärzliche Kugel an, welche die Quintessenz des Saftes von neunundzwanzig Pflanzen, deren eine giftiger ist als die andere, und das Gift mehrerer Vipern enthält.

Ohne zu zögern, nimmt Agathokles die Pille, führt sie in den Mund und schluckt sie sofort hinunter. Dann, ohne Zeit zu verlieren, entkorkt er ein Fläschchen, welches er in der Hand hält, und trinkt es ganz aus. Das war sein Gegengift. Die Aufregung der Menge steigt. Hippokrates war vor Gemütsbewegung noch verwirrter als die andern. Was wird aus Agathokles werden? Welches wird das stärkere sein, das Gift oder das Gegengift? Bald war es allen klar, daß bei Agathokles keine unangenehmen Folgen eintraten.

Nun kam die Reihe an Hippokrates. Mehr tot

als lebendig, mit verzerrten Gesichtszügen verlangte er von Agathokles, ihm sein Gift zu verabreichen.

„Meister, einen Augenblick, gleich bringe ich es; hier ist's, ganz nahe, aus Furcht vor einem Unfall wollte ich es nicht bei mir tragen."

Agathokles ging weg, man sah ihn aber bald wieder zurückkehren. In der Hand trug er einen langen Stab, an dessen Ende eine kleine Phiole mit klarem Inhalte hing. Beim Gehen wendete Agathokles den Kopf zur Seite, als ob er fürchtete, den Geruch des Fläschchens, welches das Gift enthielt, einzuatmen. Als er bei Hippokrates anlangte, reichte er ihm die Spitze des Stabes. Der unglückselige Arzt nimmt das Fläschchen ab, öffnet es und führt es an seine Lippen . . .

In demselben Augenblick ertönen Rufe aus der Menge: „Er ist tot! Er ist tot!"

In der That, Hippokrates fiel wie vom Blitz getroffen nieder, nachdem er nur erst einige Tropfen des Trankes zu sich genommen. Da lag er entseelt, in der Hand das ihm von Agathokles übergebene, fast noch volle Fläschchen haltend. Dieser näherte sich dem Leichnam seines früheren Meisters, nahm aus dessen Hand das Fläschchen, zeigte es der teils bestürzten, teils bewundernden, aufgeregten Volksmenge und rief:

„Seht, seht mein Gift! Jeder von Euch könnte unbeschadet das ganze Fläschchen leeren, denn mein Gift war nur Wasser. Für Hippokrates war das stärkste Gift die Angst."

Nachdem er dies gesagt, trank er vor den Augen der Tausende von erstaunten Zuschauern den Inhalt des ganzen Fläschchens aus.

Die Volksmenge konnte sich nicht enthalten, dem glücklichen Sieger Beifall und dem dahingeschiedenen berühmten Doktor sein Bedauern zu spenden. Hippokrates' prunkhaftes Leichenbegängnis fand auf Staatskosten statt.

Sollten etwa die Erzählungen H. de Teramac's und des kleinen Südarabers aus derselben Quelle „Lokman's des Weisen" entstammen?

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Schöneberg-Berlin.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin-Schöneberg.